

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 5

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Reinhard Koester

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
versehen von
Dieter Sudhoff



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 5

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem Förderverein
Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 5

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2004 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-05-8
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: WB-Druck, Rieden/Allgäu
Printed in Germany

Inhalt

Antimelancholin	
Ein neues Heilverfahren	7
Benedikt mag nicht mehr --	12
Das Gelübde	18
Man spaßt nicht mit	
John Washington Layman ---	
Eine amerikanische Geschichte	21
Dr. Zirbel erwacht	28
Ein Leben für die Reklame	38
Drei Männer im Schnee	45
Jakob tut, was man ihm sagt ---	48
Rat für die Reise	51
Das sterbende Seebad	54
Abenteuer mit einer Farmerstochter	
Eine kaum glaubliche Geschichte	58
Die »Erfreuliche Zeitung«	
Eine notwendige Neuschöpfung	64
Konversation »von der Stange«	
Ein bitteres Erlebnis	69
Robinson	72
Die »Alligator«	75
Jagd auf ein vergriffenes Buch	77
Der Wein-Roman	81
Wer kann besser zanken?	
Bruchstücke aus einem Ratgeber	
für Liebende und Eheleute	85
Jockel	89
Anruf in der Silvesternacht	94
Der rettende Ruwerwein	100
Der tote Kater	107
Florian und Flora	110
»Auch Einer« ist schuld	113
Die Hermetische Gesellschaft	119

Nachwort	134
Textnachweise	150
Bibliographie	151



Antimelancholin

Ein neues Heilverfahren

Meine Freunde, die mich lange Zeit als trüben unwir- schen Melancholiker kannten, können sich nicht genug verwundern, daß ich seit Monaten zumeist ein heiteres und oft geradezu sonniges Wesen zur Schau trage. Sie kennen mein neues Heilverfahren noch nicht, das ich – nach Art ernster Wissenschaftler – bisher nur geheim ge- halten habe, um es am eigenen Leibe gründlichst auf sei- ne nieversagende Wirkung zu prüfen. Nun aber halte ich es für ein Gebot der Menschenliebe, den Schleier zu lüf- ten und meiner leidenden Mitwelt den Weg zur Gene- sung zu weisen.

Da es sich um ein Volksheilmittel im besten Sinne han- delt, will ich die Antimelancholin-Kur in leichtfaßlich- volkstümlicher Weise beschreiben, indem ich schildere, wie ich sie bei mir selbst anzuwenden pflege. Danach wird jeder leicht die beste Art der Anwendung finden, die seinen besonderen Bedürfnissen entspricht.

Sobald ich fühle, daß eine Depression in meinem See- lengebiet im Anzug ist, daß meine Nerven gewitterige Störungen melden oder schon düstere Wolken heranna- hender Melancholie die innere Atmosphäre verdunkeln, schreibe ich an Herrn Krammarsch, den Hausmeister meines Mietshauses, der früher Feldweibel war, eine Kar- te, die nichts enthält als die kurze Mitteilung: »Er- bitte morgen Antimelancholin-Kur. Hochachtungsvoll Kinndt.« Diese Karte stecke ich selbst in seinen Brief- kasten und werfe dort hinein auch meinen zweiten Woh- nungstürschlüssel. Nach Erledigung dieser Vorbereitun- gen begeben sich in eine möglichst ungemütliche, schmutzige, trostlose Weinkneipe, in der ich gewiß bin, einen ebenso schlechten wie teuren Schoppen Wein und unsympathische Gesellschaft zu finden, und überlasse

mich hemmungslos und bis zur Ausschweifung meinem Trübsinn. In vorgeschrittenen Krankheitszuständen gilt es, sich den Magen mit schwerverdaulichen Speisen zu überladen, die jede Möglichkeit einer Nachtruhe ausschließen. (Hier sind besonders die Münchener Abend-spezialitäten wie: glasig-fetter Schweinsbraten in brauner Mehlschwitz-Tunke mit Kartoffelknödel und einem Rettich als Nachspeise zu empfehlen.) Sobald ich noch die mitternächtliche Stühle-auf-den-Tisch-stell-Stimmung durchkostet und gesehen habe, wie die Kellnerin die oft gebrauchten Servietten durch Anfeuchten, Pressen und Zusammenlegen für die morgigen Gäste zubereitet, gehe ich nach Hause, um dort in einen bleiernen Schlaf oder ein quälendes Hindämmern zu verfallen. Nach zwei oder drei Stunden geschieht das Entsetzliche – was zugleich den eigentlichen Anfang der Antimelancholin-Kur bedeutet –: Herr Krammarsch betritt mit krachendem Schritt die Wohnung, reißt die Schlafzimmertür auf und schreit grauenhaft laut und mißtönend: »Aufstehen!!« Welchem Deutschen unserer Generation bedeuten die Posaunen des letzten Gerichts nicht liebliche Musik gegen diesen Weckruf? Auffahrend erblicke ich statt des devot-bereitwilligen Hausmeisters den teuflisch-sadistischen Feldweibel Krammarsch in voller Uniform –: das Gesicht, ein einziges großes Maul, von schwarzen aufgezwickelten Stachelhaaren umrahmt. Er wirft ein riesenhaftes Bündel ins Zimmer, das niederfallend metallisch klirrt, und dann zeigt das splitternde Krachen des Türrahmens an, daß er sich wieder entfernt hat.

– Nein, denk' ich, heute bin ich zu schwach, die Kur zu ertragen – ich werde es Herrn Krammarsch sagen – – – da fliegt die Tür wieder auf, und das Feldweibelgesicht schwillt rotglühend auf in Wut, während die Schnurrbarthaare sich sträuben. Um so beängstigender ist es, daß er nun seine Rede in einem zwar zornbebenden, aber doch fast flüsternden Sington beginnt, dessen höhnische

Schärfe wie Messer schneidet: »Wenn ich dich nochmal drei Minuten nach dem Wecken noch in der Schmutzwanne finde, Kerl, setzt es drei Stunden Strafoxerzieren unter meiner persönlichen Leitung!« Und wie Ajax aufbrüllend: »Raus!!«

»Herr Krammarsch«, sag' ich mit überlegenem Lächeln, »heute...«

»Wooooaaass?!« dröhnt es da grauenhaft anschwellend wie die Sirenen eines Amerikadampfers im Nebel, »weißt du Rotzunge noch nicht, wie der Infanterist seinen Feldwebel anredet?? Und dabei liegt das Schwein immer noch in der Furzmulde? Rraus!« Der Luftdruck dieses »Raus« hätte mich schon aus dem Bett gesprengt, wenn Krammarschs eiserner Griff das nicht schmerzlicher besorgt hätte. Zitternd, frierend, unausgeschlafen, mit brummendem Schädel steh' ich da –: es gibt kein Zauberwort, das den Feldwebel Krammarsch vor Beendigung der Kur wieder in den Hausmeister verwandeln könnte –

»Sie sind doch Einjähriger und Offiziers-Aspirant, nicht wahr? Na also: in fünf Minuten treten Sie zum Abortreinigen an!« Majestätisch verläßt er das Zimmer.

In mein Schicksal ergeben, öffne ich das Bündel, fahre stöhnend in das schmutzige kratzende Wollhemd, in die Hose, in den würgendengen Rock, in die knochenharten Stiefel.

»Wird's bald?!« tönt draußen schon wieder die Stimme meines Peinigers. Ich stürze hinaus und renne gegen einen Dreckeimer, in dem ein schmieriger Lappen schwimmt.

»Wenn der Abort in drei Minuten nicht blitzt wie das Auge Gottes –!«

Jetzt muß ich doch lächeln, denn diese neue Kur-Nuance erscheint mir wenig wirkungsvoll, wenn ich mein gepflegtes W. C. mit den Orten Krammarsch'scher Vorstellung vergleiche. Aber als ich die Tür öffne, taumle ich

schreckensbleich zurück –: Krammarsch hat ihn eben feldwebelmäßig benützt und kein Mittel gescheut, diesen neuen Schauplatz des Heilverfahrens durchaus naturalistisch auszustatten. Empört will ich Krammarsch in seine Schranken verweisen und diesen Teil der Kur als unprogrammatisch streichen – als ich mich erinnere, daß ich dies in der ersten Freude über die letzte Heilung von einem schweren Schwermutsanfall selbst angeregt habe. Stöhnend begeben sich mich an die Arbeit, bis das neue Kommando: »Antreten zum Kaffeefassen!« ertönt. Schleunigst hole ich den Blechnapf aus dem Schlafzimmer und eile in die Küche, wo Krammarsch unterdessen aus Zigarrenstummeln, Asche, übriggebliebenem Spinat und etwas Füllfederhalter-Tinte den Morgenkaffee gebraut hat, den er mir beim Einschütten halb über die Hände gießt. Grauengeschüttelt nehme ich auch diese heilsame Medizin. Dann heißt's: »Antreten!« Und beladen mit dem drei Sandsäcke enthaltenden Tornister, Gewehr und Seitengewehr, bleigefüllten Patronentaschen, kleinem und großem Schanzzeug geht es hinab in den Hof, wo Krammarsch tags zuvor schon seine Vorbereitungen getroffen hat. Eine längliche Pfütze ist da, vor welcher stets das Kommando »Hinlegen!« erfolgt. Der langsame Paradeschritt wird einzig auf dem mit grobem Steingeröll belegten Teil des Hofes ausgeführt, während die Zielübungen knieend auf frischem Schotter abgehalten werden. Eine volle Stunde dauert diese sich ständig steigernde Körper- und Seelenmassage.

Dann aber schmilzt plötzlich das steinerne Feldwebelgesicht, und der Hausmeister Krammarsch lächelt mich devot-freundlich an: »So, Herr Kinndt, ich glaube, es genügt. Darf ich Ihnen beim Ablegen der Sachen behilflich sein?«

»Sehr freundlich, lieber Herr Krammarsch«, erwidere ich herablassend und lasse mir das Marterwerkzeug abnehmen. Dienstefrig begleitet er mich noch bis an die Woh-

nungstür, wo er sich mit tiefem Bückling verabschiedet. Inzwischen hat Frau Krammarsch, die zugleich bei mir die Stelle einer Aufwartefrau innehat, ein warmes Bad gerichtet und den Frühstückstisch festlich gedeckt. Strahlend wie die Schaumgeborene entsteige ich der milden Flut, und wenn ich nun dankerfüllt und die Schönheit des Lebens preisend mit sonnigem Lächeln mich am Frühstückstisch niederlasse, dünkt mich jede Sekunde des neugewonnenen Lebens so köstlich schön, daß ich selbst den Börsenbericht mit glucksendem Schmunzeln lese — — —

Benedikt mag nicht mehr – –

Seht: da liegt Benedikt und schläft! Was auch das Schicksal ihm genommen hat –: den gesunden Schlaf hat es ihm nicht nehmen können. Ein seliges Lächeln spielt um seine Lippen. Das rettungslos-verbitterte Pessimistengesicht ist weich geworden, rührend-kindlich und fast schön.

Und nun das teuflische Getöse oben vom Kleiderschrank her! Da steht – auf einem umgekehrten Porzellanteller, der nur die Aufgabe hat, das mißtönende Geschnarre noch zu verstärken – ein Wecker und übt sein gräßliches Handwerk aus. Warum mordet Benedikt selbst seinen schönen Schlaf? Weil er ein Beamter ist, der jeden Morgen um acht Uhr im Büro sein muß, um dort ein Buch mit Zahlen vollzuschreiben. Eine häßliche, seelentötende Tätigkeit! Auch Benedikt liebt sie nicht. Aber wenn er essen, trinken, schlafen und dies trostlose Pensionszimmer bewohnen – kurzum: wenn er leben will, muß er dies tun. Und er hat es getan – mehr als zwanzig Jahre lang. Auch heute ruft die Pflicht –: der Wecker schnarrt. Das selige Lächeln um seinen Mund ist schon zerbrochen, und in bösem Schrecken zittert der noch nicht bewußte Körper. Mit knurrendem Laut wirft Benedikt sich wild herum und tiefer in die tröstenden Kissen.

Der Wecker verstummt. Benedikt hat gesiegt – meint ihr? Da kennt ihr die höllische Mechanik dieses Weckers nicht. Viermal hintereinander weckt er – jedesmal automatisch einhaltend, um nach einer Minute um so wütender loszubrüllen – und jedesmal ein wenig länger, bis er zum vierten Mal wie ein tobsüchtiger Teufel auf dem Porzellanteller tanzt und überhaupt nicht mehr aufhört. Darum ist dies kurze Schweigen so fürchterlich. Solche Wecker sollten verboten werden.

Nun schnarrt er wieder! Diesmal fährt Benedikt auf und starrt mißmutig um sich. Aus der trüben Dämmerung heben sich die häßlichen Möbel –: da steht der Tisch und auf der unsauberen Decke das schmutzige Geschirr vom gestrigen Abendbrot, eine leere Bierflasche und ein mit Zigarrenresten gefüllter Aschbecher, der fad-säuerliche Dünste ausatmet – da protzt das dumm geschweifte Sofa mit seinem giftgrün-verschossenen Plüsüberzug – und der steife Kleiderschrank hält hämisch seinen Spiegel gerade so, daß man das ganze Elend noch einmal sieht. Angeekelt läßt Benedikt sich wieder zurückfallen, zieht die verschlissene Steppdecke höher hinauf und flüchtet noch einmal in die selbst erzeugte tröstende Wärme zurück. Aber Hoffnungslosigkeit verdüstert sein Gesicht, denn er weiß, was ihm bevorsteht, – weiß, wie nutzlos die Flucht ist, – weiß, daß er schließlich doch die Decke wütend zurückwerfen, aufspringen und den letzten Rest seines schönen Schlafes abschütteln oder in kaltem Wasser ertränken wird! Zitterndes Erwarten des neuen Ausbruchs füllt die stille Minute.

Zum drittenmal schnarrt es klirrend von oben. Soll er nun rasch hinausschlüpfen und den absichtlich weit weggestellten und mit Kleidern belegten Stuhl an den Schrank stellen, hinaufsteigen und den Mörder seiner Ruhe unschädlich machen? Tägliche Überlegung – täglicher tragischer Verzicht! Er wäre doch besiegt, denn der unsichtbare böse Geist des Alltags würde ihm seine Zwangsjacke heimtückisch umwerfen. Und doch glimmt – wie ein Funke in verlassener Feuerstätte – in Benedikt die niesterbende Hoffnung, daß eines Tages urplötzlich die Kraft in ihm aufwachsen könne, den Alltag zu überwinden und seine Fesseln abzuwerfen.

Ein pfeifender Windstoß treibt prasselnden Schlagregen gegen die Fensterscheiben –: auch das noch! Und dabei hat er gestern die täglichen Stiefel zum Schuster geschickt, und die Sohlen der Sonntagsschuhe sind dünn

und auch schon ein wenig schadhaft – – Beginnt nicht heute die Monatsabrechnung? Und hieß es nicht gestern, der Besuch des Bücherrevisors stünde in Aussicht?

Wieder ist Stille – die grauenhafte Stille vor dem letzten verheerenden Sturm! Warum muß ich dies alles täglich erdulden? fragt sich Benedikt. Wie ein lauerndes Tier liegt er auf dem Bauche und schielt zum bösen Widersacher da oben hinauf. Warum nicht Rebellion? Abwerfen der Zwangsjacke? Auflehnung gegen das Schicksal?

Und plötzlich bricht es mit sieghafter Freude aus ihm heraus –: ich mag nicht mehr! Freiheitsdämmerung –: ich mag nicht mehr! Sieg und Erlösung –: ich mag nicht mehr! Und: auf zur Tat! schreit es in ihm. Halb sich aufrichtend, öffnet er leise die Lade des Nachttisches, in der seit Jahren die alte, vom Vater ererbte, stets scharf geladene Pistole liegt. Ein leises metallisches Knacken tickt in die Stille. Benedikt lauert und zielt. – – Sollte der feige Feind sein Ende ahnen und sich durch Versagen des Mechanismus retten wollen –? Nein: jetzt bricht es los! Mit überlegenem schadenfrohen Grinsen läßt Benedikt das Scheusal noch einen kleinen letzten Tanz tun – – dann aber: ein peitschender Knall – flirrend und zischend fliegen Metallteile, Glassplitter, Räder und Federn umher – fallen klingend – rollen und hüpfen noch eine Weile –: dann wird es ganz still, und eine wundervoll-tiefe Ruhe breitet sich aus.

Triumphierend legt Benedikt die noch rauchende Pistole auf den Nachttisch, läßt sich in die Kissen zurückgleiten, streicht die Decke zärtlich glatt, dehnt sich wollüstig und dreht sich – ein unaussprechbares Wort murmelnd – vergnügt zur Wand. Das Schicksal ist besiegt –: er wird schlafen.

Noch nicht?! Es klopft. Es klopft wieder. Das Dienstmädchen tritt schüchtern mit dem Frühstück ein.

»Herr Sekretär –?« Keine Antwort.

»Herr Sekretär!«

Ein dumpfer abweisender Laut ringt sich aus den Kissen.
»Das Frühstück, Herr Sekretär! Es ist schon bald halb acht!«

Derselbe Laut – aber ein wenig drohend.

»Ist Ihnen nicht wohl, Herr Sekretär?«

Ein leises vergnügtes Grunzen zeigt an, daß Benedikt sehr wohl ist.

»Sie müssen doch aufstehen, Herr Sekretär!« mahnt das Mädchen und will das Tablett auf den Tisch stellen –: da fällt ihr Blick auf die rauchende Pistole – sie schreit spitz auf – das Geschirr entgleitet ihren Händen – sie stürzt kreischend hinaus.

Benedikt hat sich wild herumgeworfen: »Was muß ich?!«, brüllt er, »aufstehen?! Bestie!« Aber sein Zorn verraucht rasch, als er sieht, daß das Mädchen entflohen ist. Die Scherben des Frühstücksgeschirres erscheinen ihm als ein neues Siegeszeichen auf seinem Zug in die Freiheit. Jubilierend erkennt er, daß er die Zeit besiegt hat. Die Zeit aber ist die größte Feindin des Menschen, denn sie drängt ihn zu allem Unfröhlichen: zum Aufstehen – zum Gehen – zum Arbeiten. Wie freundlich ist dagegen der Raum! Er lädt ein zum Schlafen – zum Bleiben – zum Genießen der schönen Ruhe! Wenn er je wieder aufstehen wird, so nur, um alle Uhren zu vernichten, die ihm erreichbar sind –: um die Zeit zu vernichten.

Jetzt aber betritt Frau Glupsch, die Wirtin, ohne anzuklopfen das Zimmer. Sie hat die Maske teilnehmender Güte vor ihr wutverzerrtes Gesicht gelegt.

»Sie haben sich doch nicht etwa ein Leid angetan?« fragt sie forschend mit scheuem Blick auf die Pistole.

Benedikt schüttelt verneinend den Kopf.

»Sind Sie krank?« Dasselbe Kopfschütteln.

»Aber warum stehen Sie dann nicht auf? Warum erschrecken Sie das Mädchen mit Ihrer Pistole? Das zerbrochene Geschirr werden Sie mir natürlich ersetzen. Sie müssen doch in Ihr Büro, Herr Sekretär!«

Benedikt schüttelt sehr heftig den Kopf. Frau Glupsch starrt ihn fassungslos an: »Ja, was soll denn das alles bedeuten?« Benedikt wendet den Kopf leicht zu ihr hin, sieht ihr treu ins Auge und sagt mit dem Lächeln überlegener Güte: »Ich mag nicht mehr.«

Ein Schweigen entsteht – aber so gewitterschwanger wie vor dem letzten Sturm des Weckers.

»Sie mögen nicht mehr? Nicht mehr aufstehen? Nicht mehr arbeiten? Ja, wollen Sie mir vielleicht auch am Monatsende die Rechnung nicht bezahlen??«

Benedikt deutet seine restlose Zustimmung durch ständiges Kopfschütteln an.

»Und darf ich fragen, was Sie tun wollen?«

Dies erneute Kopfschütteln aber läßt Frau Glupschens Antlitz blaurot anlaufen: »Was Sie tun wollen, frage ich!«

Da tönt es gütig und milde: »Schlafen, liebe Frau Glupsch, schlafen – – –«

»Und warum wollen Sie schlafen und nicht aufstehen, um zu arbeiten und sich Ihr Brot zu verdienen?«

Benedikt fühlt, daß eine Entscheidung herbeigeführt werden muß. Er richtet sich majestätisch auf und sagt mit ruhiger, fester Stimme: »Weil ich fünfundzwanzig Jahre lang täglich aufgestanden bin und gearbeitet habe. Das ist genug. Ich mag nicht mehr. Verlassen Sie mich –: ich will schlafen!«

Frau Glupsch schlägt entsetzt die Hände zusammen: »Sie versündigen sich, Herr Sekretär!«

Benedikt hat sich ruhig wieder zurückgleiten lassen und murmelt begütigend, indem er die Augen schließt: »Wer schläft, sündigt nicht.«

Frau Glupsch weicht entsetzt zurück. Als sie noch unschlüssig schwankt, ob sie gehen oder zu neuem Vorstoß ausholen soll, hört man Lärm auf dem Korridor. Dr. Zirbel, der junge Arzt, ist eben nach Hause gekommen. Frau Glupsch zieht ihn hastig ins Zimmer: »Zu Hilfe, Herr Doktor, der Herr Sekretär ist verrückt geworden!«

Vom Bett her hört man ein Kichern: »Nicht verrückt – vernünftig, klug, weise – – –«

Dr. Zirbel kräuselt die Stirn: »Verrückt – sagen Sie? Mitten in der Nacht – verrückt?« Dr. Zirbel ist scheinbar nicht ganz nüchtern.

»Aber Herr Doktor«, mahnt Frau Glupsch, »es ist doch schon Morgen!«

In Dr. Zirbel steigt der Verdacht auf, daß vielleicht Frau Glupschens Geisteszustand gelitten haben könnte. Er sieht sie streng und forschend an: »Sie werden zugeben, liebe Frau Glupsch, daß es heute nicht morgen sein kann!«

»Um des Himmels willen, so sehen Sie ihn sich doch an, Herr Doktor! Da liegt er und schläft und will nicht mehr aufstehen, will schlafen und nicht mehr arbeiten!«

»Sehr vernünftig!« meint Dr. Zirbel anerkennend.

»Bedenken Sie doch: *nie* mehr aufstehen!«

»Ein sympathischer Gedanke!«

»Überhaupt nichts mehr tun – nur weil er nicht mehr mag! Und auch meine Rechnungen will er nicht mehr bezahlen!«

»Ein heller Kopf!« Er nickt verständnisinnig. Dann geht er – die Weste herunterziehend – in strammer Haltung zu Benedikts Bett hin und sagt mit korrekter Verbeugung: »Dr. Zirbel, Vandaliae-Bonn und Brunsvigiae-Heidelberg! Gestatten Sie, daß ich mich mit Ihnen solidarisch erkläre!«

Frau Glupsch stürzt schreiend hinaus. Dr. Zirbel aber begibt sich in sein Zimmer und kehrt – schwankend unter der Last – mit seinem Bettzeug zurück, das er auf dem Sofa ausbreitet. Dann schließt er die Tür und begibt sich gleichfalls zur Ruhe. Und bald erfüllt einzig der tiefe ruhige Atem der beiden Schlafenden das stille Gemach – – –

Leider habe ich nie erfahren können, wie diese Geschichte ausgegangen ist.

Das Gelübde

Als ich neulich gerade mein elfpferdiges Motorrad ankurbeln wollte und ein bißchen fluchte, weil der Motor wieder mal nicht ansprang, trat plötzlich ein freundlich-ernster Herr auf mich zu und sagte: »Verzeihen Sie die Störung –: Dr. Nebelhorn ist mein Name. Würden Sie mir im Interesse der Wissenschaft eine kurze Frage beantworten?«

Da ein Motorfahrer, der sein Vehikel nicht in Gang bringt, leicht zur komischen Figur wird, war mir diese Unterbrechung nicht unangenehm.

»Bitte sehr!« erwiderte ich höflich.

»Sie haben gewiß große Eile?«

»Durchaus nicht. Stellen Sie ruhig Ihre Frage.«

Dr. Nebelhorn lächelte: »Meine Frage haben Sie mir schon beantwortet. Aber wenn Sie ein wenig Zeit haben, sagen Sie mir vielleicht auch, wohin Sie fahren wollen – falls diese Frage nicht indiskret ist –?«

»Durchaus nicht«, lachte ich, »ich fahre in der Richtung Tölz, um da irgendwo zu Abend zu essen und wieder zurückzufahren.«

»Interessant!« nickte Dr. Nebelhorn. »Sie kennen da sicher ein landschaftlich besonders reizvolles Gasthaus, wo man sehr gut und billig ißt –?«

»Nein«, sagte ich verblüfft, »aber die Straße dorthin ist besser als andere –.«

Dr. Nebelhorn nahm diese Antwort mit tiefer Befriedigung entgegen wie ein Kriminalkommissar das Geständnis eines Verbrechers.

»Sie besitzen also diese, einzig auf Erzielung hoher Geschwindigkeit konstruierte Maschine nur, um damit diese hohe Geschwindigkeit zu erzielen – ohne Eile zu haben und ohne jede Notwendigkeit, ein bestimmtes Ziel zu erreichen? Ja, Sie suchen sich ein Ziel nur, um die

hohe Geschwindigkeit zu erzielen? Das wollte ich wissen. Ich sammle nämlich umfassendes Beweismaterial für meine These, daß von allen Menschen, die Hochgeschwindigkeits-Verkehrsmittel wie Automobile, Luxuszüge, Flugzeuge benutzen, mehr als neun Zehntel überhaupt keine Eile – im Gegenteil so viel Zeit haben, daß sie diese Hochgeschwindigkeits-Verkehrsmittel nur benutzen, um ihre überflüssige Zeit auszufüllen beziehungsweise ihre Langeweile zu vertreiben. Und demgegenüber stelle ich die zweite These auf, daß mehr als neun Zehntel aller Menschen, die keine Zeit haben – der Menschen, die dringend der Hochgeschwindigkeits-Verkehrsmittel bedürften, um ihrem arbeitserfüllten Tag eine kleine Stunde der Erholung, der Ruhe, des Genusses abzugewinnen, zu Fuß gehen, Rad fahren oder höchstens die Straßenbahn benutzen. Schlimmer noch: daß diese eiligen Menschen durch die Hochgeschwindigkeits-Verkehrsmittel der Nichteiligen aufgehalten werden!«

Dr. Nebelhorn saugte sich mit seiner Rede an mich fest. Zweimal schon hatte ich verzweifelt den Kickstarter niedertreten, aber das Biest von einem Motor wollte nicht anspringen. Tief Atem holend fuhr er fort: »Die Beweiskette ist längst geschlossen, mein Herr! Der Verkehr unserer Zeit ist verkehrt! Sinnlos, blödsinnig, widersinnig! Bedenken Sie: dieser ganze rasende Großstadtverkehr mit seinem entnervenden Lärm, seinem schädlichen Gestank zu neun Zehntel unnötig! Vor allem aber: neun Zehntel aller Opfer dieses Verkehrs Opfer eines Wahnsinns! Ich betrachte es als meine Lebensaufgabe, dies der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen, um dann die Reduzierung des Verkehrs auf das notwendige Zehntel zu erzwingen.«

Ich trat noch einmal den Kickstarter herunter – vergebens.

»Sie scheinen selbst viel überflüssige Zeit zu haben«, sagte ich giftig.

»Gewiß –: als Opfer des Verkehrs. Vor einem Jahr hat mir ein gleichfalls sinnlos daherrasender Amerikaner den rechten Arm abgefahren. Und wenn ich auch früher mehr Philosoph als Kunstmaler war, so habe ich mich natürlich als Kunstmaler entschädigen lassen und kann nun als Philosoph die verkehrsgeknechtete Menschheit erlösen. Und wissen Sie, was ich tat, als der Amerikaner mich in der Klinik besuchte, wo man mir den Arm abgenommen hatte? Ich fragte ihn zunächst, warum er so rasch gefahren sei – und als er mir eine ebenso ungenügende Antwort gab wie Sie, habe ich ihm mit der gesunden Linken eine fürchterliche Maulschelle heruntergehauen –: so etwa – –« Und schon hatte ich eine Ohrfeige sitzen. »Sie entschuldigen schon«, fuhr er sehr höflich fort, »ich habe nämlich damals ein Gelübde getan, jedem nichteiligen Verkehrswahnsinnigen diese geringe Strafe für seine Mitschuld am Verlust meines Armes zukommen zu lassen. Sie sind zufällig der dreitausendste –: ich gratuliere und empfehle mich!«
Damit entfernte sich Dr. Nebelhorn mit sinngemäßer Geschwindigkeit.

Man spaßt nicht mit
John Washington Layman – – –
Eine amerikanische Geschichte



Der zweifellos sehr wohlhabende Herr John Washington Layman – in deutschen Magazin-Novellen werden solche Leute stets als Multimillionäre genannt – hatte seine kleine Freundin Mabel eigens deshalb nicht mit den Tiller-Girls nach dem Kontinent fahren lassen, um mit ihr einige Wochen ungetrübten Lebensgenusses in Palmbeach zu verleben. Aber daraus wurde nichts. Denn am dritten Tage landete der bekannte Flieger und Stepp tänzer William O'Neill mit seinem dreihundertzwanzigpferdigen Wasserflugzeug gerade da, wo man vernünftigerweise unbedingt nicht landen konnte: nämlich auf der Seepromenade vor der Terrasse des Palace-Hotels, zertrümmerte sieben Spiegelscheiben, eine halbe Jazzband, unzähliges Glas und Porzellan und – durch abspringende Stücke des Propellers – auch den Hummer, den John Washington Layman eben gemeinsam mit Mabel verzehren wollte. Und wurde dadurch die Sensation des Bades. William O'Neill hatte das Steppen mit der Muttermilch eingesogen und nur das Fliegen hinzugelernt. Er war neunzehn Jahre alt und ein verwegener Bursch, während John Washington Layman beim Einscharren seiner Dol-

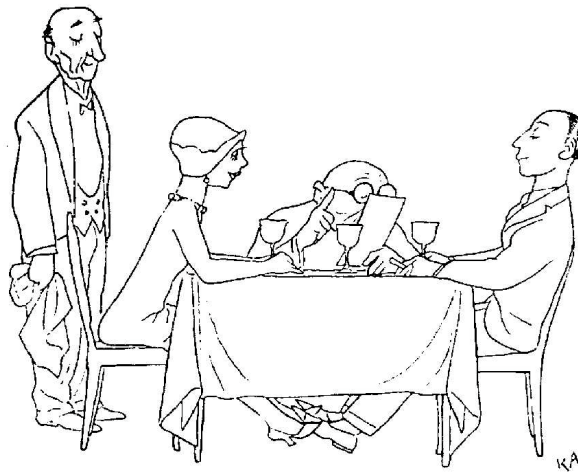
lars etwas krummrückig und nahezu sechzig Jahre alt geworden war, wovon er den Interviewern und Mabel fünfzig zugab. Drei Leibärzte waren augenblicklich ständig in rührigster Tätigkeit, um ihn für Mabel gebrauchsfähig zu machen. Während William O'Neill nur dreimal in seinem Leben einen Arzt gebraucht hatte: einmal, als seine Mutter an seiner Geburt starb, das zweite Mal, als er geimpft wurde, und das dritte Mal, als er sich bei einem Absturz mit dem Flugzeug das Schlüsselbein gebrochen hatte.

John Washington Layman hätte es deshalb lieber gesehen, wenn sich O'Neill nicht so ausgiebig wegen des zertrümmerten Hummers, von welchem eine Schere mit einem Propellerstückchen noch in des alten Mannes Wange steckte, entschuldigt hätte, denn Mabel hatte ihn daraufhin – mit einem herrischen Seitenblick zu John Washington – sofort zum Lunch eingeladen. Und von da an saß William immer an Laymans Tisch – außer wenn Mabel auch nicht daran saß.

John Washington Layman, dessen Eingeweide ohnedies nicht in Ordnung waren, fraß Gift und Galle in sich – und die Ärzte verzweifelten...

Aber Gewißheit hat immer etwas Beruhigendes – und bald wußte Layman, daß nichts mehr zu verhüten, sondern höchstens noch eine Kleinigkeit zu retten war. Die Ärzte wunderten sich baß: ihr Patient war plötzlich ganz ruhig – ja von einer geradezu überirdischen Ruhe – und direkt fröhlich. Und Mabel brauchte nie mehr mit ihrem wundervoll-herrischen Seitenblick zu fragen: »O'Neill speist doch mit uns?«, denn John Washington Layman legte selbst offensichtlich den allergrößten Wert auf seine Gegenwart. Am dritten Tage schon veranstaltete er – ohne jede Aufforderung – ein geradezu fürstliches Diner zu Ehren des forschen jungen Fliegers, und achtete wie ein besorgter Vater darauf, ob William auch jeder Gang munde.

»Ach«, sagte er mit wehmütig-schiefgeneigtem Kopf, »warum nehmen Sie keine Spargel?«
 »Verzeihen Sie«, verbeugte sich O'Neill mit vollendeter Grazie, »Spargel – und insbesondere Büchsen­spargel sind für mich der Inbegriff des Ungenießbaren. Fast so wie Bohnen mit Speck.«
 »Mabel mag auch keine Spargel«, sagte John Washington Layman sachlich. »Bohnen mit Speck freilich...«
 »John!« sagte Mabel empört.
 »...habe ich ihr noch nicht vorgesetzt«, vollendete Layman. »Dann werden Sie übrigens sicherlich auch keine gelben Rüben mögen –?«
 »Oh!!!« sagte O'Neill nur.
 »Und Schwarzwurzeln?«
 »Oh!! Oh!!!« Und es schüttelte ihn.



»Verzeihen Sie«, sagte John Washington Layman ruhig,
 »es ist das ein kleiner wissenschaftlicher Sport von mir,
 gewisse Geschmackskurven festzustellen, und es interes-

siert mich, wo Ihre und Mabels Kurven sich schneiden. Ich tippe da zum Beispiel sofort auf Irish Stew.«

»Oh! Oh!!« schrieen William und Mabel wie aus einem Munde. O'Neill wurde fast formell: »Wenn Sie Wert darauf legen, daß ich weiterhin Ihrer freundlichen Einladung Folge leiste – –«

»Aber den größten!« versicherte John Washington Layman.

»Ich bin nämlich Irländer, Mister Layman, und wenn man mir von Hammel spricht – –.« Ein salonfähiger Schlußsatz fiel ihm nicht ein.

»Reis mit Tomaten und Zuckerschoten!« schrie Mabel begeistert dazwischen. »Das sind die beiden gräßlichsten Dinge – und – und Zunge!«

»Seltsam«, sagte O'Neill sehr ernst zu Mabel gewandt, »wie unser Geschmack sich auf derselben Linie bewegt. Vielleicht sind diese gleichen Aversionen bei mir mit dem Begriff Militär verknüpft – und ich wüßte jetzt nur noch eines zu nennen: Corned beef.«

»Brrr –«, machte Mabel.

»Nun aber genug«, meinte John Washington Layman, »diese Brüsseler Poularde wird Ihnen eher schmecken.« Und sie tat's.

– – – Es war ein einträchtiges Beieinander – oder besser: Dreieinander. Und als John Washington Layman dann auf eine Woche geschäftlich nach New York fahren mußte, vertraute er Mabel Williams Obhut an und überreichte ihm zu diesem Zweck bei seiner Abreise diskret einen beträchtlichen Scheck.

Als Layman zurückkam, bat er O'Neill zunächst zu einer Besprechung.

»Vor allem habe ich Ihnen wohl gezeigt, daß ich nicht eifersüchtig bin, my boy, he?!«

O'Neill schüttelte ihm derb die Rechte.

»Ich finde es sogar sehr anständig von Ihnen, daß Sie mit Mabel nicht auf und davon sind, denn mit dem Flugzeug besteht da weiter keine Schwierigkeit.«

»Es ist kaput«, meinte O'Neill.

»Immerhin. Schluß damit. Sie sind ein sympathischer Bursch. Können Sie schweigen?«

O'Neill wiegte bedenklich den Kopf.

»Es handelt sich um ein Geschäft – um ein Riesengeschäft«, sagte John Washington Layman eindringlich.

»Wie ein Grab.«

»Gut. Aber auch zu Mabel? Eine Frau im Geschäft ist wie Dreck im Benzin –: der Motor stoppt plötzlich ganz unversehens auf freier Strecke.«

»Gemacht!« sagte O'Neill und zerdrückte John Washington Laymans Hand so, daß die Ärzte drei Tage Arbeit hatten.

»Gut«, sagte John Washington Layman, indem er mit der Linken eine Skizze hervorholte, »es handelt sich um folgendes: Ein paar Stunden von der Mündung des Mississippi entfernt hat sich eine Insel gebildet – üppigste Vegetation – herrlichstes Klima –, die man zu einem fashionablen Badeort ausbauen könnte. Die ganze Insel ist vom Staat zu erwerben. Sie kennen ja den Mississippi da unten –: wie ein Meer. Die ältesten Kapitäne wissen nichts von dieser Insel. Man müßte mit dem Flugzeug hinüber und sich die Sache ansehen. Aber Sie verstehen: wenn ich mir irgend einen Piloten nehme und hinfliege, steht's morgen im Abendblatt: ›John Washington Layman will – nennen wir's mal: New Helgoland kaufen!‹ Vertrauenssache – verstehen Sie? Mabel kann ja mitfliegen, und ich nehme mir einen Sachverständigen mit. Mabel gegenüber muß es natürlich eine zufällige Notlandung sein. Geschäft –: Sie verstehen. Die Landung wird freilich einigermaßen schwierig sein.«

O'Neill lächelte: »Wenn Sie nicht gerade einen Hummer essen –.«

Zwei Wochen später starteten sie zu viert: John Washington Layman, William O'Neill, Mabel und der Sachverständige Ingenieur Müller. Die Fahrt ging glatt vonstatten, nur vor der Landung mußte O'Neill lange kreisen, um ein der Seepromenade von Palmbeach ähnlich günstiges Gelände zu suchen – und schließlich zog man es doch vor, in einer Bucht auf dem Wasser zu landen.

Mabel war entzückt. Sie hatte sich zu der Entdeckungsfahrt ein entzückendes Cow-Girl-Kostüm machen lassen. Die Insel war wirklich gänzlich wüst und unbewohnt. Der Mississippi umfloß sie in breiten Meerwellen – von Ufern war auch in weitester Ferne nichts zu sehen.

»Ich habe schon heimlich – à fonds perdu – ein kleines Blockhaus da oben bauen lassen«, flüsterte John Washington Layman O'Neill zu, »frühstücken Sie dort mit Mabel, derweil ich mit dem Sachverständigen die Pläne durchgehe.«



Als Mabel und O'Neill gerade den Picknickkoffer geöffnet hatten und die Serviette ausbreiteten, ließ Propellersurren sie aufblicken. Der Sachverständige mußte allerlei vom Flugzeugführen verstehen, denn er kreiste sehr geschickt über dem Blockhaus. Und dann fiel – gerade über dem Picknickplatz der beiden – eine Flagge herunter, die folgende Inschrift trug:

»Ihr Lieben!

Einsame unbewohnte Inseln waren von jeher der Traum aller Liebenden. Und diese liegt gänzlich außer Sicht aller Schiffe und weitab vom Kurs. Wir werden Euch nach einem Vierteljahr wieder abholen. Das Blockhaus ist wohlversorgt für diese Zeit, und zwar mit den nahrhaftesten Speisen wie:

Büchsenpargel	Irish Stew
Bohnen mit Speck	Reis mit Tomaten
Gelben Rüben	Zuckerschoten
Schwarzwurzeln	Corned beef
Zunge	

Aber, Liebe überwindet alles!

Man spaßt nicht ungestraft mit
John Washington Layman.«

Zeichnungen von Karl Arnold

Dr. Zirbel erwacht

Als Dr. Zirbel erwachte, sprang die Sonne schräg durch die hohen Fenster.

– Sonne –? dachte Dr. Zirbel erstaunt, – gibt es das überhaupt noch –?!

Wenn ich sagte, daß Dr. Zirbel erwacht sei, so war das sicherlich ein zu schroffer oder zum mindesten irreführender Ausdruck –: er begann zu erwachen – er öffnete ein wenig die arg verquollenen Augen – er schlief nicht mehr. Lang hingestreckt lag er da und regte sich nicht – verspürte auch nicht die allergeringste Lust zu irgendeiner Bewegung. Vielmehr fühlte er eine bleierne Schwere in allen Gliedern. Auch sein Gehirn begann erst langsam und träge seine mühevollen Arbeit.

– Donnerwetter! – dachte Dr. Zirbel, – muß ich gestern besoffen gewesen sein! Unermeßlich besoffen! Das steht fest! Wenn ich nur wüßte, warum ich mich so gräßlich besoffen habe –? Es muß doch ein Grund vorgelegen haben –?

Man sieht, Dr. Zirbels Gehirn arbeitete – wenn auch langsam – so doch exakt und präzise. Er grübelte. Die Stirn runzelte sich in äußerster Anstrengung.

»Oh!« murmelte er plötzlich erschreckt. »Das also war es! Kein Zweifel mehr –: ich habe mich gestern abend – wie man so schön sagt: entleiben wollen! Aber warum das nun wieder? Ob wirklich nur der Nebel daran schuld war, der seit Wochen über dieser verfluchten Stadt lag –? Freilich: Nebel ist nichts für Melancholiker – einfach Gift für Melancholiker – – –«

Die Erinnerungs-Moleküle begannen, sich in Dr. Zirbels Hirn kreisend zu kristallisieren. – In der Tat, dachte er jetzt haarscharf: das Leben machte mir keinen Spaß mehr. Da habe ich dann meinen ganzen Veronal-Vorrat in ein Glas geschüttet und aufgelöst. Und dann – ja,

dann bin ich zum Abendessen gegangen. Warum sollte ich auch nicht noch einmal sehr gut zu Abend essen – so kurz vor'm Sterben –? Gewiß, so war es!

Das Entscheidende aber war – oh, wie klar nun alles vor mir liegt! –, daß ich da Krebse auf der Speisekarte fand. Richtige gute, rote, glattschalige, echte Oderkrebse – nicht etwa diese verkalkten, bäuchlings hellgelben, galizischen Sumpfkrebse, die als niedrige Tiere keine ausgesprochene Brunftzeit haben und die man deshalb auch in den Monaten mit r bekommt, aber als Feinschmecker nicht ißt.

»Martin«, sagte ich in fast feierlichem Ton, »bringen Sie sechs Stück davon, aber recht schöne große! Wer weiß, ob ich in diesem Leben noch einmal solche Krebse esse?«

»Ich möchte mit Ihnen wetten«, erwiderte Martin nicht ohne Humor, »daß dies nicht die letzten Krebse sind, die Sie essen, Herr Doktor!«

»Die Wette gilt!« sagte ich ernst. »Es geht um eine Flasche 1906er Château Lafitte, von dem Sie mir übrigens sofort eine Flasche bringen können. Und wie lautet der Wetterbericht?«

»Noch einige Tage verstärkte Nebelbildung, dann kurze Föhnlage und darauf Regen und Kälte«, berichtete Martin.

»Danke.« Darauf ging Martin, nachdem er noch meine Bestellung einer Gänseleberpastete mit Toast entgegengenommen hatte. Jetzt stand mein Entschluß felsenfest. Dies Klima war einfach nicht zu ertragen!

Melancholisch ließ ich die eisgekühlte Gänseleber auf meiner noch lebenswarmen Zunge – wie lange noch? – zergehen – trübselig trank ich den angenehm temperierten Bordeaux – – – Und dann kamen die Krebse. Sie waren wirklich ausnehmend delikate, und ich aß sie so unanständig, wie ein Feinschmecker Krebse essen muß –: man sah weithin, daß es mir schmeckte! Das ganze Unterge-

stell zog ich mehrmals schlürfend durch den Mund und saugte dann noch jedes Bein einzeln aus.
»Martin«, sagte ich, »Sie haben Ihre Wette gewonnen: bringen Sie mir noch einmal sechs Stück und trinken Sie die gewonnene Flasche auf mein Wohl!« Das tat er beides.



Zwischendurch habe ich – daran erinnere ich mich auch wieder genau – einen kalten Rehbraten mit Cumberland-Tunke zu mir genommen, denn nichts macht mehr Hunger als Krebse essen – vorausgesetzt, daß man sie richtig ißt. Und das tat ich, so, daß selbst Martin sich ein wenig wunderte.

Inzwischen hatte sich am Nebentisch eine Schar recht sympathischer junger Leute niedergelassen – anscheinend Künstler mit ihren Frauen und Geliebten –, die den billigsten Burgunder bestellten und mich teilnahmsvoll betrachteten, während ich die zweite Portion Krebse aß. Das freute mich – und darum bestellte ich noch eine

dritte Portion. Um mir die Wartezeit zu vertreiben, zerpfückte ich ein Rebhuhn mit Kraut – fast ohne Messer und Gabel zu benutzen – wie es nur ein Todgeweihter in letzter hemmungsloser Genußsucht fertigbringt.

Die Künstler verfolgten mein Bacchanal mit Staunen und Ehrfurcht – es waren wirklich nette Leute – und ich prostete ihnen wohlwollend-nickend zu. Die zweite Flasche Château Lafitte neigte sich ihrem Ende zu – – –

Die Ankunft der Krebse Nummer 9 bis 12 brachte mir schon eine diskrete Ovation des Künstlertisches, für die ich mich durch Bestellung von sechs Flaschen des schwersten Burgunders bedankte. In der Tat –: mein Trübsinn war gewichen, und in meinem Herzen strahlte warm die Sonne der Freude und Menschenliebe –.

Um den jungen Leuten ein lehrreiches Beispiel zu geben – war es doch die letzte Gelegenheit, Gutes zu tun –, aß ich die Krebse mit einem schon unerhörten Raffinement genießerischer Wollust. Hei, wie ich schlürfte, sog und zuzzelte! Wie die Schalen knackten! Wie die Tunke spritzte! Die Künstler rasten vor Begeisterung, und ich badete mich in ihren Huldigungen.

– – – Aber was war weiter geschehen –? Dr. Zirbel schloß die müden Augen und versuchte aus seinem Hirn wie aus einer trockenen Zitrone die letzten Erinnerungstropfen auszupressen –: ein etwas schmerzliches Lächeln umkräuselte seinen Mund.

»Oh!«, stöhnte er leise. »Es war wirklich kein Traum!« Er hatte wirklich alle vorhandenen Krebse bestellt und den Künstlertisch zu einem Wettbewerb eingeladen –! »O Gott! o Gott!«, stöhnte der Ärmste immer wieder in dumpfer Seelenqual. Eine Orgie war es geworden – ein heliogabalisches Bacchanal! Er hatte Bruderschaft gegessen mit allen, indem man sich mit verschlungenen Armen die Krebse zum Aussaugen reichte! »O Gott! o Gott!« Er hatte die Krebsbowle erfunden, indem er unzählige Flaschen Burgunder in die Krebs-Terrine goß –

und Arrak dazu, um sie anzünden zu können – und – wenn die Erinnerung nicht log – noch eine Flasche Gin – – – Und als einer seiner neuen Freunde – ein Mann mit einer ungeheuerlichen Nase in einem zerknitterten Seemannsgesicht, der ein wenig sächsisch sprach und unflätige Gedichte vortrug – seiner lieben Frau den Reierbusch vom Hut riß, ihn in die neuerfundene Bowlle tunkte und die nächstsitzenden Gäste des still-vornehmen Lokals damit segnend bespritzte – da, ja da hatte der freundliche Wirt ihn diskret darauf aufmerksam gemacht, daß er ein behagliches Zimmer für Familienfestlichkeiten besitze – – –



»O Gott! o Gott!«, stöhnte Dr. Zirbel noch einmal und schloß mit tiefem Seufzer die Augen, denn nun mochte er sein armes schmerzendes Hirn pressen, wie er wollte –: es gab nichts mehr heraus!

– Jedenfalls werde ich dies Lokal einige Zeit nicht mehr betreten können, dachte er und schüttelte wehmütig den Kopf. Dies Kopfschütteln war seine erste leibliche Bewegung – und die ließ ihn erstaunt die Stirn runzeln –: was

knisterte denn da so seltsam und ungewohnt in dem Kissen –? Er wiederholte die Bewegung ein wenig heftiger –: knisterte das nicht in der Tat so, als ob es statt mit Daunen mit Stroh oder Häcksel gefüllt wäre?? Und als er nun die Arme anzog, um das Kissen zu befühlen, stieß er an beiden Seiten hart an das Holz des Bettgestells – – – Ein verflucht enges Bett mußte das sein! Mühsam erhob er sich ein wenig – und es raschelte und rauschte unter ihm knirschend wie von Sägespänen – – –: Teufel auch!! Und was war das? Rechts und links von ihm lagen reihenweis Schlafende – die ganze besoffene Bande –? Lorbeerbäume und Blumen und Kerzen – und es roch eklig süß-fade – – –



»Verdammter Scherz!« wollte Dr. Zirbel schreien –: da schlug ihn die wahre Erkenntnis stumm zurück auf das Lager! Kein Zweifel mehr: er lag im Sarg und der Sarg in der Leichenhalle! Und wie ein häßlicher Wurm bohrte sich der Gedanke spitz in sein Hirn –: dann habe ich also das Zeug zum Schluß doch noch getrunken – –!!

Wie gelähmt lag Dr. Zirbel da, keiner Bewegung fähig. Etwas Eiskaltes kroch an sein Herz, das zu flattern begann wie ein Vogel in den Krallen der Katze. »Nein-nein«, gurgelte er, »ich will nicht!« Und aufatmend fühlte er die Kältewelle langsam zurückebben. Mit einem Satz sprang er aus dem Sarg – mitten in drei Blumentöpfe mit Geranien – und merkte jetzt erst, daß er einen alten schäbigen Gehrock trug und eine geleimte Krawatte mit Eisenteilen. Unerhört!, dachte er mit wiederkehrendem Lebensmut; ruchlos, gemein, mich so anzuziehen für meinen letzten Gang! Und nicht einmal Lackstiefel hatte man ihm angezogen! »Wußt' ich's doch«, schimpfte er leise in sich hinein, während er einen Ausgang suchte, »daß man sich auf Frau Niemeier in entscheidenden Augenblicken nicht verlassen kann!« (Frau Niemeier war seine Aufwartefrau.) »Entlassen wird sie!« Jetzt erspähte er eine kleine Tür. Er öffnete sie vorsichtig und trat in ein kleines Zimmer, das augenscheinlich einem Wärter als Aufenthalt diente. Ein alter Lodenmantel hing da und ein Plüschhut mit Gamsbart. Dr. Zirbel bekleidete sich rasch damit, fand eine zweite Tür und stand im Freien. Kein Mensch weit und breit. Er entfernte sich eilends.

Heller herrlichster Sonnenschein lag auf der mittäglichen belebten Straße. Dr. Zirbel verspürte große Lust, gut und reichlich zu frühstücken. In dieser unwirtlichen Friedhofsgegend gab es allerdings nur kleine, wenig versprechende Kneipen – aber als er zufällig in den Spiegel eines Schaufensters sah, schienen ihm diese seiner äußeren Erscheinung durchaus angemessen –

Nach dem Genuß von drei weichen Eiern und ebenso vielen Doppel-Kognaks verspürte Dr. Zirbel wieder erheblichen Lebensmut. Erst als er sich die Nase putzen wollte, kam ihm zum Bewußtsein, daß er eigentlich eine entronnene Leiche war: alle Taschen waren leer – kein Schnupftuch, kein Geld, keine Uhr! Gottseidank hatte

man ihm wenigstens den goldenen Siegelring am Zeigefinger mit ins Grab gegeben!

Aber was nun? Die Wirtshausuhr zeigte drei Uhr nachmittags. Und die Zeitung, die er sinnend zur Hand nahm, das Datum: »Mittwoch, den 11.« – -: das Todes-Bacchanal hatte aber doch am Montag, dem selbst statistisch empfohlenen Selbstmördertag, stattgefunden –? Zwei volle Tage also – – – und morgen würde man ihn beerdigt haben –!

»Ça passe – ça passe –« beruhigte sich Dr. Zirbel nach bewährter Couéscher Weise. Und las dann auch die eigene Todesanzeige ohne sonderliche Erregung. »Plötzlich und unerwartet verschied...« zeigte da sein Freund Egon Wermut an, da er keine Verwandten hatte.

– – – Der Gute! dachte Dr. Zirbel gerührt, er war doch mein bester Freund! In warmer Herzenswallung ging er zum Fernsprecher und rief ihn an.

»Dr. Wermut dort? Grüß Gott, Egon. Hier Max. Wer? Max! Dr. Max Zirbel. Ja – so, ich vergaß, dir zu sagen, daß ich gar nicht tot bin, sondern nur etwas ausgiebig meinen Rausch ausgeschlafen habe. Wirklich schlechter Scherz von euch, mich da in die Leichenhalle zu legen – und noch dazu im Gehrock mit Schnällchen –!«

»Nee, Willy«, tönte es unwillig zurück, »du machst schlechte Witze! Glaubst du, ich erkenne deine Stimme nicht, du Affe? Mag sich Zirbel bei seinem Abgang noch so übel aufgeführt haben –: er war halt ein schwacher Charakter. Aber solche Witze – nee, entschuldige! Schließlich liegt er jetzt dafür im Sarg. Is ja gut für ihn. Na, Schwamm drüber. Heut abend geh' ich mit Käte ins Eden-Kasino. Wiedersehen.«

Auch Dr. Zirbel hängte rasch den Hörer ein. Teufel auch: was mußte da alles vorgefallen sein – in dieser verhängnisvollen Nacht –! Aber ein schwarzer undurchdringlicher Vorhang verschloß jede Erinnerung.

Schon erwog Dr. Zirbel, ob er nicht den zu erwartenden Erlös aus dem Verkauf des Siegelringes außer zur Bezahlung des Frühstücks zum Erwerb einer, diesmal genügenden Dosis Veronal benutzen und dann den schnöde verlassenen Platz in der Leichenhalle still und unbemerkt wieder einnehmen solle – – – Aber er fürchtete, man könne seine Flucht inzwischen bemerkt haben: und die Blamage wäre um so größer! Magen-Auspumpen – Wiederbelebungsversuche –: nein, lieber nicht! Ein besserer Gedanke kam ihm. Er hatte noch ein paar hundert Mark auf der Bank – – – und Bankmenschen lesen in Zeitungen doch nur die Börsenberichte. Rasch schrieb er einen Brief, in dem er die Bank bat, dem Überbringer sein Depot bis auf einen der Verrechnung dienenden Rest auszuhändigen. Zehn Minuten darauf unternahm der Wirt der Kneipe seine erste Autotour – und zwei Stunden später saß Dr. Zirbel völlig neu eingekleidet im D-Zug nach Berlin, nachdem er den gestohlenen Mantel und Hut mit ein paar freundlichen Worten an die Leichenhalle zurückgesandt hatte.

Nachts – allein im Erster-Klasse-Abteil – färbte er sich die Haare tiefschwarz und nahm sich den Bart ab. In den finsternen Kaschemmen des Berliner Nordens, in denen er sich, solange sein Geld reichte, herumtrieb, las er mit tiefinnerer Freude die Sensations-Nachrichten vom Verschwinden »eines hiesigen Arztes, der sich nach durchzechter Nacht in einem Anfall von Geistesstörung vergiftet hatte und dessen Leiche auf rätselhafte Weise aus der Leichenhalle verschwunden war«. Man vermutete einen raffinierten Gaunertrick, da am selben Tage das Bankkonto des Verstorbenen abgehoben worden war.

Als Dr. Zirbel sein letztes Geld vertan hatte, kam er auf den Gedanken, kleine humoristische Geschichten für Witzblätter zu schreiben. Er fühlte sich – dem Grabe entronnen und eine neue Existenz beginnend – wieder als Kind. Und so nannte er sich: Karl Kinndt – in spie-

lerischer Betonung den Namen mit zwei n und dt schreibend.

Wird man mir glauben, wenn ich behaupte, die Geschichte selbst erlebt zu haben? Nein. Und das ist gut. Ich könnte doch allerlei Unannehmlichkeiten haben. Freilich wissen manche, daß ich nicht Karl Kinndt heiÙe: aber nur einer, daß auch mein als echt geltender Name nur ein Übergangsname war. Einer nur weiß es: eben jener Zeuge des Krebsbowle-Bacchanals, dem eine ungeheure Nase im zerknitterten Seemannsgesicht hing, der sächsisch sprach und unflätige Gedichte vortrug. Ich traf ihn nach Jahren in einem Berliner Kabarett. Aber der wird sich hüten zu plaudern, denn er ist ja auch nicht, der er ist.

Von ihm erfuhr ich bruchstückweise, was sich in jener furchtbaren Nacht zugetragen hat – – -: o Gott! o Gott!!!

Die Zeichnungen von Max Unold zeigen Reinhard Koester (Dr. Zirbel) und Joachim Ringelnatz (Mann mit Seemannsgesicht).

Ein Leben für die Reklame

Es gibt seltsame Menschen – – – oder besser: Menschen mit seltsamen Schicksalen. Und oft meine ich, es gäbe überhaupt keine Menschen, sondern nur Schicksale – seltsame und höchst einfache – und alles »menschliche« – all das bißchen Fleisch und Blut, was an diesen Schicksalen je nach Temperament hängt, zappelt, herumrörgelt, sich aufbläht –: all das käme eigentlich gar nicht in Betracht. Sagen wir mal: für das Auge Gottes. Und was Schicksal ist –? Darüber wollen wir uns nicht aufhalten. Was ist eine Uhrfeder? Ein dünnes dummes Stahlbändchen, das immer wieder auseinander will, wenn man es aufrollt. Aber zweckvoll in eine Uhr eingesetzt – vom Finger Gottes, sagen wir mal – macht es die Zeit, ohne die wir Europäer nicht leben können. Nehmt das Schicksal als eine Uhrfeder – wenn ihr die Dinge nicht nehmen könnt, wie sie sind – – –

Da traf ich zum Beispiel neulich ganz unerwartet meinen alten Schulkameraden Martin Siebenhaar, den ich nicht mehr gesehen hatte, seit er in der Unterprima sitzengelieben und Offizier geworden war. Und das ist nun Gott sei Dank bald fünfundzwanzig Jahre her. Im Deutschen Theater war's – auf einem dieser Faschingsvergnügungen, die man »Bal paré« nennt, obwohl die ältesten Ur-Münchner nicht wissen, was das bedeutet.

Hochaufgerichtet, unsagbar elegant und das Monokel vorkriegsmäßig-organisch im bleichen Gesicht, saß er da in einer Parterre-Loge beim Sekt. Allein.

»Daß dich der Teufel hole, Martin!«, schrie ich in meiner oft gerügten rauh-unfeinen Art, »bist du's oder bist du's nicht?«

Aus Martins Monokel zuckte ein Blitz. Dann aber erhellte sich sein Gesicht um eben jene Nuance, die wohl-erzogenen Menschen als Zeichen der Freude erlaubt ist,

und er sagte – flüsternd allerdings und mit einem seltsam scheuen Blick auf die Nachbar-Logen –: »Komm herein.« Er empfing mich gleich an der Tür, musterte einen Augenblick diskret meine Erscheinung und drückte mich dann rasch auf einen Stuhl.

»Darf ich dich vor allem bitten, mich ›Alfons‹ zu nennen – falls Fremde in der Nähe sind –? Du trinkst doch ein Glas Sekt mit mir?« Dabei hatte er schon mit einer Grazie, die nur tägliche Gewohnheit verleiht, eines der hohen Kelchgläser in schüttelndem Schwung mit Eisstückchen gekühlt und gefüllt. »Es ist ›Döderlein-Diamant‹ – von deutschen Sekten sicherlich der beste. Selbst gewiegte Kenner vermögen ihn kaum von ersten französischen Marken zu unterscheiden –«

»Dir scheint's ja glänzend zu gehen, lieber Siebenhaar«, sagte ich anerkennend und nicht ohne Neid, denn ich selbst machte den Ball rein beruflich mit, um einen bestellten Aufsatz über den Münchner Fasching für das »Dorpater Imker-Kreisblatt« zu schreiben, und mußte peinlichst darauf bedacht sein, daß die Spesen das Honorar nicht überschritten.

»Psst –«, machte Alfons, »ich heiße auch nicht mehr Siebenhaar, sondern de Wuyster – Alfons de Wuyster – wenn du das bitte bemerken möchtest. Sonst aber geht es mir allerdings recht gut – besonders gesundheitlich, seitdem ich regelmäßig morgens die bekannten Aufbau-Salze von Dr. Kinkebein nehme, die in mustergültiger Zusammensetzung alles enthalten, was uns Großstädtern an Nährstoffen fehlt.«

»Du bist nicht mehr Offizier?«, fragte ich erstaunt.

»Abgebaut«, sagte Alfons. »Dann bin ich Maler geworden – Maler schöner Frauen – – –«

»Gratuliere!«, rief ich vergnügt, »wenn dir das erlaubt, dich so zu kleiden – so zu leben – – –«

»Tat's, erlaubte es«, meinte Alfons ein wenig bitter, »solange es noch schöne Frauen gab. Jetzt gehen sie alle

zu Kinder-Porträtisten und Jünglings-Spezialisten – na ja. Aber der Frack sitzt wirklich bildschön – nicht wahr?«, fuhr er rasch fort. »Ich lasse bei Anderssen und Söhnen arbeiten. Fraglos der einzige Herrensneider hier – und dabei äußerst kulante Bedingungen! Hauptsache natürlich, daß man ein tadellos geschnittenes Frackhemd dazu trägt, wie es einzig Franklein – du weißt: in der Schommerstraße – liefert. Du kannst dich auf mich berufen, wenn du...«

Ich lachte bitter: »Ach Gott, Martin – verzeih: Alfons – ich bin froh, wenn ich mir hin und wieder ein powres fertiges Hemd als Ersatz für ein in Fetzen gehendes kaufen kann!«

»Bei Siegfried Meyer & Co. –?«, fragte Alfons forschend-interessiert.

Ich wollte grade – nicht ohne die leise Hoffnung, dadurch einen Pump einleiten zu können – das Volkslied von der Not des Schriftstellers anstimmen, als eine Dame in die Loge trat, die schon einige Aufmerksamkeit fordern durfte. Sie war zwar nicht überwältigend hübsch, aber geradezu raffiniert-elegant und herausfordernd gekleidet.

»Darf ich dir meinen Schulkameraden Kinndt vorstellen, liebe Amélie – – – meine Frau«, fügte er erklärend hinzu. Geblendet und fast berstend vor Neid versuchte ich ein paar weltmännische Formeln wie »Entzückt!«, »Hochofreut, Gnädigste!« usw. zu stammeln und rettete mich in die höchst unsinnige Konstatierung, daß ich ja gar nicht gewußt habe, daß er verheiratet sei.

»Aber schon zum drittenmal, Lieber!«, lächelte Alfons, während er seiner Frau einschenkte, »und ich darf sagen: alle drei Mal sehr – *sehr* glücklich. Nicht wahr, Amélie?« Worauf Amélie lieblich-zustimmend nickte.

»Die Abneigung gewisser Kreise gegen Ehevermittlungsinstitute«, fuhr Alfons in einem zwar überlegen-leichten, aber doch seltsam leierkastenmäßig klingenden Plauder-

ton fort, »ist nach meinen Erfahrungen wirklich sinnlos und unbegründet. Ich wenigstens glaube den Beweis geliefert zu haben, daß ein Mann von Welt mit jeder richtig und geschickt vermittelten Frau restlos glücklich zu werden vermag. Freilich: echte Ehevermittlung ist eine Kunst. Ich zum Beispiel verdanke mein dreifaches Glück der genialen Gräfin Woldemar, Dresden-Weinböhla und Berlin-Schöneberg, die mit sicherstem Takt, zartester Einfühlung und bei – nebenbei bemerkt – erstaunlich geringen Honoraren jährlich über zweitausend glückliche Ehebünde besiegelt.«

Verblüfft sah ich von Alfons zu Amélie und von Amélie zu Alfons.

»Und warum hast du dich dann zweimal scheiden lassen? Oder – – –?«

»Beides«, nickte Alfons ruhig. »Als meine erste Frau starb, war ich so schmerzbetäubt, daß ich nicht fähig gewesen wäre, auch nur die geringste der in solchen Fällen notwendigen Verrichtungen alltäglicher Natur selbst zu übernehmen, und ich gedenke heute noch dankbar des Beerdigungs- und Trauer-Institutes ›Sarkophag‹, das alle Formalitäten einschließlich Beantwortung persönlichster Kondolationsbriefe übernahm und es mir ermöglichte, mich meiner Trauer restlos hinzugeben. Aber die Gräfin Woldemar mußte wirklich ihre letzten Überredungskünste spielen lassen, um mich einer zweiten, noch glücklicheren Ehe zuzuführen – – –«

Ich schwieg diskret, aber Alfons fühlte wohl, daß eine Frage in der Luft schwebte.

»Ja«, nickte er, »ich hätte mich sicherlich nie scheiden lassen, wenn nicht der erste Gatte meiner zweiten Frau im dritten Ehejahr – obwohl längst totgesagt – aus Sibirien zurückkehrte wäre und seine älteren Rechte geltend gemacht hätte – – – Übrigens...«, hier neigte sich Alfons nach einer entschuldigenden Geste zu seiner Gattin mir zu und flüsterte: »...unterhält die Gräfin Woldemar für

andersgeartete Fälle mehrere Verbindungen zu Leuten, die im geeigneten Augenblick als Verschollene mit den schlagendsten Ausweisen versehen zurückkehren – – –«
Und wieder mit erhobener Stimme: »In meinem Falle jedoch muß ich besonders den Rechtsanwalt Meyer XXXVII rühmen, der die Scheidung nicht nur in takt- und schonungsvollster, sondern auch in raschester Weise bewirkte!«

»Worauf die Gräfin Woldemar – – –?«

»Wiederum. Du mußt unbedingt einmal einen ihrer ungezwungenen Sich-findens-Bälle oder sonstigen intimen Veranstaltungen...«

»Wenn man dort so entzückende Damen trifft wie Sie, gnädige Frau –!«, versuchte ich ablenkend zu bemerken.

»Oh!« wehrte Amélie ab, »jede Frau ist schön, wenn sie die Mittel der ›Kallipygos-Schönheitspflege‹ benutzt und sich im Atelier von Claire Blumtritt kleiden läßt. Und wenn sie dann noch«, fügte sie mit schelmischem Blick hinzu, »ein Spritzerchen des verführerischen Modeparfums ›Toi-toi‹ von Latrine-frères...«

Da sprang ich entsetzt auf und hätte beinahe den Tisch umgeworfen.

»Nervös?!«, rief Alfons. »Da hilft nur Dr. Pumphagels...«

Mit dem Hechtsprung der Verzweiflung hatte ich mich über die Logenbrüstung hinweg in das Meer der Tanzen- den gerettet – – –

Als ich eine halbe Stunde später ein wenig beruhigt im Bierstüberl meinen Faschingsbericht schreiben wollte, legte sich eine Hand schwer auf meine Schulter.

»Du bist davongelaufen – – –«, sagte Alfons ohne Vorwurf. »Ich begreife das –: wenn ich's nur auch tun könnte! Ja, es ist ein harter Beruf. Aber ich habe eine Frau, eine Geliebte und ein Kind zu ernähren – – –«

»...mit Öchsles Kindermehl –?!«, schrie ich ihn höhnisch an.

»Nein«, sagte er ruhig, »ich vertrete Apotheker Burmesters Kraftnahrung – – –«
Mitleid wallte heiß in mir auf.
»Du Armer!«, sagte ich. »Du lebst also nur zur Reklame? Ißt, trinkst, heiratest, liebst, tanzst, lachst, weinst – nur zur Reklame –?«
»Ich schlafe sogar zur Reklame in... lassen wir das.«
»Und so willst du bis an dein Lebensende nur zur Reklame leben – und vielleicht auch noch zur Reklame sterben – – –?«
»Daran habe ich noch nicht mal gedacht«, sagte Alfons sinnend. »Ein guter Gedanke. Ja, mein Junge, ich stecke zu tief in Schulden und Vorschüssen. – – – Aber das war wirklich ein sehr guter Gedanke – – –« Plötzlich schrak er auf aus seinem Sinnen. »Entschuldige«, sagte er rasch, »da drüben ist eine Dame, der ich unbedingt die Leverkusensche Abmagerungskur empfehlen muß. Leb wohl!«
Ich sah ihn nicht wieder an diesem Abend. Und zwei Tage darauf fand ich folgende Zeitungsnotiz:

»Furchtbare Familientragödie.

Der als Lebemann bekannte frühere Offizier und Kunstmaler Alfons de Wuyster hat gestern mit seiner Geliebten durch Freitod in gräßlicher Weise das Zeitliche gesegnet. Nachdem der Unglückliche sich mit einer Flasche des nervenstärkenden Magenbitters ›Brennessel‹ Mut angetrunken hatte, ergriff er – auf die ungeheure Durchschlagskraft der ›Ratter-Pistole‹, Modell C 26 Kal. 7 $\frac{3}{4}$, Ladenpreis mit Etui M. 43.-, mit Perlmuttergriff und Ledertasche M. 50.- vertrauend – eben diese Waffe und tötete mit *einem* wohlgezielten Schuß sich und das erst dreiunddreißigjährige Mädchen. Ob die letztere Mitverblichene, die noch im Tode die Dauerwellen des renommierten Damen-Frisier-Salons ›Dalila‹ trug, mit der Handlungsweise ihres Freundes einverstanden war, erscheint zweifelhaft, da die begabte junge Dame nach

kaum zehnwöchiger Ausbildung in der Filmfachschule der früheren Diva Pumpi d'Organophatzhi (Selma Schmid) bereits ein glänzendes Engagement bei einer hiesigen Sprechbühne abgeschlossen hatte. Der Materialschaden ist gering, denn die Blutflecke auf der Tapete konnten – da es sich um die abwaschbare Tapete ›Dregwega‹ der Pasinger Wandbekleidungs-Werkstätten des Herrn Dr. Hinterleitner handelte – leicht mit etwas lauwarmem Wasser entfernt werden. Als die Selbstmörder-Fürsorge-Kommission die Tatstelle betrat, bot sich ihr ein erschütternder Anblick: Das erst dreijährige Kind des Erblaßten hatte den unbewachten Augenblick benutzt, um eine Flasche des wohlschmeckenden ›Vomita-Lebertrans‹ (Vomita-A.-G., Düsseldorf) fast bis zur Neige auszutrinken –: ein Beweis, wie gern dieser Lebertran von Kindern genommen wird.«

– – – Gott sei Dank erhielt ich einige Tage darauf eine vergnügte Karte, aus der ich erfuhr, daß Alfons diese Sensationsmeldung nur in die Presse lanciert hatte, um die Firmen, bei denen er in Vorschuß stand, nicht zu schädigen. Er selbst befand sich schon auf dem Wasserweg nach Florida, wo er seine Ersparnisse in einer Hühnerfarm anzulegen gedachte. Meine besten Wünsche begleiten ihn.

Drei Männer im Schnee

Darf ich vorstellen: dieser hagere Herr, der im Grätschschritt den steilen Schneehang hinaufschreitet, ist der Buchhalter Neumann. Hinter ihm – Sie sehen, daß er erheblich transpiert, was jedoch in Anbetracht seiner erstaunlichen Körperfülle nicht erstaunlich ist – stapft, die Skier auf der Schulter tragend, der Rechnungsrat Kuppke aus Potsdam. Der dritte heißt einfach Lumich und behauptet Rentner zu sein. Sämtliche drei Herren wohnen im Hotel »Alpenrose«, und zwar zwecks Ausübung des Wintersports im bayrischen Hochgebirge. Sie sind der einmütigen Überzeugung, daß es sich dabei um einen Akt der körperlichen Erholung handle, obwohl ein unbefangener und objektiv-kritischer Mensch, der sie in diesem Augenblick sähe, schwerlich auf diesen Gedanken kommen würde. Insbesondere Herr Lumich schimpft und flucht in so fürchterlicher Weise, daß man eher glauben sollte, er habe eine qualvolle Arbeit zu verrichten oder gar eine harte Strafe abzubüßen.

Hier – an dieser sonnenbeschienenen Berglehne – machen sie halt. Einer nach dem anderen. Und holen so tief Atem, daß es einem Seufzer gleichkommt. Ein kleiner verlassener Heustadel steht da –: ein armseliges Brettergerüst mit einem defekten Dach darüber. Alle drei Herren rammen die Schneeschuhe sportlich einwandfrei in den Schnee, entledigen sich ihrer Rucksäcke und beginnen Nahrung in fester und flüssiger Form zu sich zu nehmen: diese grauenhaft zähen und vertrockneten Baumästen gleichenden Würste zum Beispiel, die man »Landjäger« nennt, dazu aus Feldflaschen den mit Eisklumpchen durchsetzten Tee und hartes Brot – kurzum: das vorgeschriebene Sportessen.

Dann aber ändert sich das Bild vollkommen. Neumann holt eine Flasche Kognak hervor, und Kuppke reibt sich

vergnüglich die Hände und sagt: »Na – wie wär' et mit'n kleenen...?« Das fehlende Wort ersetzt er durch ein dreimaliges tätschelndes Aufeinanderschlagen der Handflächen. Worauf Neumann die Skatkarten aus dem Rucksack zieht.

Dies beliebte Kartenspiel ist nämlich das Band, das diese drei Herren zusammengeschlossen hat und untrennbar vereint hält. Jeden Abend, nach Erledigung der sportlichen Erholung, üben sie es biertrinkend aus. Neumann spielt gut und gewinnt, Kuppke weiß nach jedem Spiel, wie es sachgemäß hätte durchgeführt werden müssen, und Lumich schimpft. Und um Mitternacht, wenn Neumann den Gewinn eingestrichen, Kuppke schlagend erläutert hat, daß Neumann unermeßlich verloren haben würde, wenn Lumich nur die Karo-Zehn statt der Pique-Dame aufgespielt hätte, und Lumich den letzten Fluch von sich gegeben hat, danken sie alle drei dem gütigen Gott, der sie zusammengeführt hat.

Neumann eröffnet natürlich sofort mit einem Null ouvert.

»Trefflich kochte Pfarrers Köchin – –«, meint Kuppke gedankenvoll – aber Lumich spielt natürlich desungeachtet den blanken Coeur-König auf.

Seltsam böige Winde stoßen plötzlich gegen die Bretterhütte. Man muß die gefallen Stiche mit Skiwachsdoesen, Steigeisen und sonstigen Sportartikeln beschweren. Lumich verliert den Treff-Solo, von dem Kuppke erklärt, daß ein Blinder damit hätte »Schneider ansagen« können. Ein schweflich-gelber Dunst sammelt sich hinter den Bergkuppen – die Sonne ist längst verschwunden.

»Grang!« sagt Kuppke. Der Wind flaut ab, und es beginnt leise – leise zu schneien.

»Sechzig«, konstatiert Neumann sachlich und mit bedauerndem Achselzucken. Und Kuppke korrigiert sich diesmal selbst: »Wenn ick dämlichet Zebra da schlankwech mit'n Karo-Aß rinnjejang' wär – – –!«

Aus den Bergen dröhnt dumpf-pfeifendes Sausen wie von gestopften Schiffs-Sirenen, und wie schwere Gardinen umgibt der dichte Schneefall die Hütte der Spieler. Neumann spielt ein Coeur-Solo ohne sechs herunter, daß Lumich der Fluch im Munde erstarrt. Der Schnee türmt sich um die Hütte.

»Wennste da die Zehn nachjespielt hättst und denn eejaal Farbe – Farbe – – – keen Been hätt' a uff n Boden jekriecht! Kurza Wech – lange Farbe – hat schon Jroßmuttern jewußt, Mensch!«

Lumich grollt dumpf in sich hinein. Warum erkennt man denn die Karten kaum mehr? Man muß wahrhaftig die Laterne an den Skistock binden! Aber als Kuppke den Lumich nun »reizen« will, antwortet der plötzlich nicht mehr.

»Menschenskind!« meint Kuppke, »meenste, wa sind da uff n Sechstagerennen –? Wo se imma so – – – mit de Ablösung mogeln – – –«

Neumann sitzt ganz steif da.

»Wennste – wennste – – – den Pique-Siebena – vastehste...? Imma nur frisch rinnjebuttert – eejaal rinnjewickst – saach'ck da... Menschens... kind...«

– – – Eine Woche später, als der Föhn kam, fand man die drei. Frau Neumann, die treubesorgte Gattin, war sogar aus Frankfurt gekommen.

»Und denken Sie sich nur«, erzählte sie schluchzend ihrer Freundin nach dem Begräbnis, »einen Grand mit Vieren hat er in der Hand gehabt! Einen Grand ouvert beinahe! Wie die Karten lagen, hätte er Schwarz ansagen können!!«

»Ein schöner Tod –«, sagte die Nachbarin, »ein schöner Tod, liebe Frau Neumann!«

Jakob tut, was man ihm sagt – – –

»Und nun, mein Sohn«, sagte der gute Vater, als der D-Zug einfuhr, »geh' mit Gott! Wenn ich dich auch ungerne ziehen lasse in dies Sündenbabel Berlin, so hieße es doch – da du einmal das Stipendium bekommen hast – Gottes Güte mißachten, wenn du es nicht ausnützt! Halte dein Herz rein, die Tasche zu und befolge alle öffentlichen Verordnungen –: so kannst du nicht fehl gehen!« Der Schaffner drängte und schlug die Tür zu.

»Schreib' bald und vergiß nicht, jeden Samstag die schmutzige Wäsche zu schicken –«, sagte die Mutter noch mit tränenerstickter Stimme, dann entführte das Dampfroß – wie Jakob in sein Tagebuch zu schreiben beschloß – ihn rasch der geliebten Heimat.

Wehmütig öffnete Jakob das Vorratspaket und aß in stillem Schmerz die darin befindlichen sieben Wurstbutterbrote und die vier harten Eier. Dabei betrachtete er die im Wagen-Inneren angebrachten Schilder und gelobte sich, den Ermahnungen des Vaters gemäß, weder auszuspucken noch harte Gegenstände aus dem Fenster zu werfen, wie auch die Notbremse keinesfalls mißbräuchlich zu benutzen. Dann aber regte sich die Abenteuerlust. Er hatte gehört, daß sich in diesen großen Zügen eine fahrende Gastwirtschaft – Speisewagen genannt – befinden solle. Und er erreichte dies Ziel auch wohlbehalten – wenn auch verfolgt von Wehklagen und bitteren Vorwürfen all derer, die er im Vorbeigehen erheblich auf die Füße getreten hatte. Er war fest entschlossen, seinem prall gefüllten Magen eine Flasche Bier zuzuführen – als er erbleichend die Verordnung las:

»Trinke nur Rummelsburger Bitterwasser!«

Seufzend tat er's, obwohl das Zeug scheußlich schmeckte und ein von den Mitreisenden scheinbar unliebsam emp-

fundenes Aufstoßen hervorrief. Er wollte gehen. Aber – o Gott! – da stand:

»Und nachher ein Gläschen Piepkens Magentrost!«

Stumm-ergeben erfüllte Jakob auch diese Vorschrift und verließ dann fluchtartig diese unfreie Gaststätte. Aber auch der rasch vorübergleitenden Landschaft konnte er sich nicht erfreuen –: überall von riesigen Schildern und Häuserwänden mahnte es befehlerisch:

»Iß Kant-Keks!« – »Rauche nur Haus-Doorn-Zigaretten!« – »Sei schön durch Mimosa!« – »Benutz den Rudolf-Miese-Code!« – »Trink deutschen Wein!«

Wie froh war Jakob, als er – die Fahrkarte vorschriftsgemäß bereithaltend – am Anhalter Bahnhof anlangte!

Er zog den Zettel hervor, auf dem ein großstadtkundiger Verwandter ihm den Weg zum Hotel aufgezeichnet hatte, und wollte dementsprechend die Straße überqueren. »Rechts gehen!« herrschte ihn der Polizeibeamte an. Jakob gehorchte, obwohl er links hätte gehen müssen. An der nächsten Straßenecke aber stand wieder ein Schild: »Rechts gehen!« Zehn Minuten später langte Jakob müde wieder vor dem Bahnhof an. Da blitzte es drüben in grellen Lichtbuchstaben durch die früh fallende Dämmerung: »Wenn Sie müde sind, trinken sie rasch einen Mokka-Express!«

Wie gern hätte Jakob ihn langsam getrunken, zumal er brennend heiß war –: aber auch die Umstehenden erfüllten scheinbar alle diese strenge Verordnung und verließen hastig das Lokal. Und was stand da?!

»Hüten Sie sich vor der Grippe! Nur Münchener Hitler-Bräu schützt Sie vor Ansteckung!«

Das mußte sein! »Eine Maß!« sagte die Dame drinnen befehlerisch – und Jakob nickte. Herrlich kühlte das Bier

den verbrannten Schlund. Aber als Jakob wieder auf der Straße stand, fühlte er sich seltsam benommen.

»Ein künstliches Gebiß kostet mindestens Mark 100.-.
Eine Tube ›Kalizahnwohl‹ nur eine halbe Mark!
Warum wollen Sie nicht Mark 99.50 sparen???»

Donnerwetter, dachte Jakob, das leuchtet mir ein! Aber warum nicht gleich Mark 199.- sparen und zwei Tuben kaufen? Man gab sie ihm wirklich. Und von der Notwendigkeit, ein teures Gebiß zu kaufen, befreit, ging Jakob weiter.

»Sie führen selbst Ihren Ruin herbei, wenn Sie keine Kontroll-Kasse kaufen!«

schrie es ihn an. Aber als er den Preis hörte, stürzte er schreckensbleich aus dem Laden. Und plötzlich stand er auf dem Potsdamer Platz und konnte nicht weiter. Von allen Seiten drang es flammend auf ihn ein:

»Wasch dein Haar mit Teerosen!« – »Rolle Punkt!« –
»Purgiere dich mit Laufen!« – »Fahr Bulldogs Ballon-
Reifen!« – »Sauge Staub mit Wehrwolf!« – »Rauch
Türkentrost!« – »Rasier dich mit Blaubart-Klinge!« –
»Eß Bananen!« – »Amüsier dich in Püffkens Weindie!
!« – »Keine Feier ohne Meier!« – »Kau Knorke-
Gummi!« – »Trink Kotzbergs Apfel-Sekt!«

Jakob stöhnte auf wie ein Tier und brach zusammen. Er verlangte, als man ihn aufhob, nichts als nach dem Bahnhof gebracht zu werden, nahm sich mit dem letzten Geld eine Fahrkarte und fuhr gänzlich gebrochen nach Hause zurück.

Rat für die Reise

Das Nötigste für eine Reise an die See, wie Hemden, Zahnbürste, Kofferschlüssel, Reise-W-C-Papier, Einbruchversicherungs-Police, Verjüngungstabletten, Duellpistolen, von denen die eine nicht losgeht, Scheckbuch, Rauchverzehrer und Nagelreiniger, wissen Sie so gut wie ich, mein Herr, und wenn Sie klug sind, haben Sie sich diese Dinge fein säuberlich auf einen Zettel geschrieben und diesen in den oberen Kofferdeckel geklebt. Viel mehr braucht man auch nicht, wenn die Braut nicht sonderlich hübsch ist. Ist sie aber unglücklicherweise hübsch, so darf man – was mancher nicht weiß – keinesfalls vergessen, ein paar dreispitzige Angelhaken mitzunehmen. Am besten in einem kleinen festen Lederetui.

»Aber an der Nordsee zum Beispiel kann man doch gar nicht...?« lächeln Sie ungläubig-überlegen – –? Weiß ich, daß man da nicht angeln kann! Wer spricht hier von Angeln? Man kann doch auch eine Schere mitnehmen, ohne Schneider zu sein – nicht wahr? Aber meinerwegen lassen Sie es ruhig. Dann werden Sie durch Schaden klug werden, denn ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß es Ihnen ebenso gehen wird wie mir, als ich voriges Jahr mit Meta nach Westerland fuhr!

Meta war bildhübsch! Beine dünn wie Spaghetti, die Vorderseite flach wie die Avusbahn, und worauf sie eigentlich saß, habe ich nie ergründen können. Eine wundervolle, mondän-sportliche Figur! Aller Blicke waren auf sie gerichtet, als ich mit ihr über den Dampferstieg und eine steife Brise ihre reizvolle Reizlosigkeit offenbarte.

»Donnerwetter!!« sagte so ein Lümmel mit Charleston-Hosen und Menjou-Bärtchen unverschämt laut. Ich warf ihm einen wütenden Blick zu und Meta einen anerkennend-freundlichen. Die Folge war, daß er Meta abends

im Kurhaus sofort zum ersten Black-Bottom aufforderte – und ich muß sagen, er schüttelte die Beine in den weiten Hosenbeuteln so graziös und diskret – so rhythmisch sich anpassend an das weich-anmutige Zackeln von Metas elastischen Bein-Gerten, die zitterten, wie wenn ein mit Nervenschock behafteter Südtaliener allzu heiße Makkaroni ißt – –, daß alle Anwesenden dies Paar mit Wohlgefallen und Ehrfurcht betrachteten. Und da ich über den einfachen Blues-Schritt nie hinausgekommen bin, tanzte er eigentlich den ganzen Abend mit Meta. Als es mir endlich gegen drei Uhr gelang, sie seinen Armen zu entwinden und in meine zurückzuführen, hatte sie schätzungsweise dreieinhalb Pfund abgenommen, und es war eigentlich gar nicht mehr der Mühe wert.

Am nächsten Mittag hatten wir kaum unser Strandzelt gemietet und es einem gallensteinleidenden Börsianer so vor die Nase gesetzt, daß er das Meer überhaupt nicht mehr sah und vor Wut blaugrün im Gesicht wurde, als auch schon der Menjou-Bart-Lümmel weltmännisch-sicheren Ganges daherkam und sich nach dem Befinden der Gnädigsten erkundigte. Nun zeigte sich, daß der Begriff »zweisitzig« bei einem Strandzelt heute absolut veraltet und unanwendbar ist. Denn Meta rückte beiseite, lud den Tanzjüngling ein, Platz zu nehmen – und es zeigte sich, daß dies möglich war. (Was ich doch hatte vermeiden wollen.) Einen Augenblick überlegte ich, ob ich mich nicht als Halbschwergewichtsmeister des Wilmersdorfer Boxerbundes vorstellen sollte, um ihn etwas einzuschüchtern – aber da saß er auch schon und machte Konversation. Mit Meta natürlich.

Nie in meinem Leben bin ich mir so überflüssig erschienen wie damals. Und die beiden schienen derselben Ansicht zu sein. Weshalb ich mir als diskreter Mensch ein Pfund Garnelen kaufte und sie in zweistündiger emsiger Pflückarbeit verzehrte.

Um die Sache kurz zu machen: zwei Tage später ertappte ich Meta und den Menjou-Bärtchen-Lümmel in dem, was man gemeinhin »flagranti« nennt. Und damals schwor ich mir, nie mehr mit einer Braut in ein Seebad zu reisen, ohne ein paar scharfe dreispitzige Angelhaken mitzunehmen. Vorausgesetzt, daß ich überhaupt noch einmal auf den blödsinnigen Gedanken verfallen sollte, ein Mädchen mit an die See zu nehmen, denn das ist nach meinen Erfahrungen noch weit sinnloser als das bekannte Eulentragen nach Athen. Wobei ich wiederum bezweifeln möchte, ob dies je vorgekommen ist – ganz abgesehen davon, daß ich – als ich vor etwa fünfzehn Jahren in Athen war – nicht eine einzige Eule zu Gesicht bekommen habe!

Wie meinen Sie, mein Herr? Wozu ich die Angelhaken benötigt hätte?! Na, erlauben Sie mal! Glauben Sie, der vorerwähnte Jüngling wäre ruhig zwei Stunden lang in meinem Strandzelt sitzen geblieben, wenn ich einen solchen Angelhaken zu Hand gehabt und ihn – gerade als er sich selbstbewußt-lächelnd neben Meta niederließ – auf das Sitzbrett gelegt hätte?? Glauben Sie nicht vielmehr, daß er – all seinen weltmännischen Charme verlierend – vielleicht sogar häßlich aufkreischend – sicherlich aber mit einer komisch wirkenden Geste nach seinem Hinterteil greifend aufgesprungen wäre? Und nichts tötet Liebesgefühle in Frauenherzen rascher und sicherer als Lächerlichkeit! Außerdem aber läßt sich ein guter, mit Widerhaken versehener Angelhaken gar nicht so einfach und nur mit ärztlicher Hilfe entfernen –: und so hätte ich Zeit gewonnen, Meta zu zeigen, was eine Harke ist und wie eine Braut sich benehmen soll! Stimmt's?! Na – also?!

Das sterbende Seebad

Ein Melancholiker sollte stets mit dem ersten Schwarm heimkehrender Kurgäste abreisen und ein Seebad in der Blüte seiner Hochsaison verlassen. Weh ihm, wenn er sich verleiten läßt, nach halb verregnetem Sommer die mütterlich-warme Septembersonne zu erwarten, denn nichts ist trauriger als das langsame Absterben eines Seebads zu erleben. Freilich lieben ja die meisten Melancholiker insgeheim ihre Melancholie und pflegen sie wie ein Schmerzenskind – und wenn ein so veranlagter Mensch obendrein noch den Beruf eines Schriftstellers ausübt, ist er geradezu darauf angewiesen, trüben Stimmungen nachzujagen, denn harmlos-gesunde Menschen lesen gern sehr düstere Schilderungen. Darum sollte ein Melancholiker eigentlich nie Schriftsteller werden, sondern lieber Eintänzer oder Finanzbeamter oder Diplomat, weil in diesen Berufen die Melancholie völlig unverwertbar und man folglich gezwungen ist, ihr zu entsagen oder sie zum mindesten äußerlich von sich abzutun.

So aber sieht man schwermütigen Auges, wie der lustige Wimpelwald über den Strandburgen sich lichtet, bis schließlich nur ein paar vergessene, völlig zerfetzte und vom Wind halb umgelegte Fähnchen vom Ende aller irdischen Lust künden. Die leere Muschel, aus der das große vielarmige Musiktier der Kurkapelle entschlüpft ist, lauscht wie ein großes Ohr dem verhallenden Schritt der letzten Gäste nach – das Herz des Seebads, das Kurhaus, hat seinen Betrieb eingestellt – aus öden, gardinenlosen Fensteraugen blickt Langeweile, und der Reiz der einst bunten, jetzt vom Regen verwaschenen Plakatlockungen: »Réunion!«, »Lustfahrt!«, »Tanz im Freien« und »Liederabend des bekanntlich weltberühmten Lautensängers Willibald Jürgensen« ist erloschen und wirkt

tragikomisch wie der Liebesblick aus den glanzlosen Augen einer längst verblühten Frau.

Abends wagen sich wieder die Burschen des Inseldorfes auf die Strandpromenade und werfen den Mädchen ungeachtet ihrer schäbigen Jacken und faltenlosen Hosen zärtlich-herausfordernde Blicke zu, denn die übermächtige Konkurrenz blütenweißer Charleston-Beinkleider, prachtvoller Pullovers und märchenhaft-bunter Bademäntel ist verschwunden. Plötzlich begrüßt sie selbst der Wirt des Strandcafés, der dort an Stelle in trinkgeldreichere Gegenden entflohener Kellner eigenhändig bedient, wieder sehr höflich, nennt jeden der Herren Nikkelsen, Paulsen und Marxen beim Namen und spricht – was du nie von diesem gestern noch kühl-vornehmen Manne erwartet hättest – unverfälschtes Plattdeutsch!

Wie müde, überalterte Schildkröten schleichen die Strandkörbe auf dem Rücken des Strandwärters ihrem sonnenlosen Winterschlaf zu. Und wo du einen Menschen triffst, fragt er dich unweigerlich, wann du abreisest. – –

Aber auch das Geschehen der großen Welt dringt kaum noch zu dir: die schnurrenden Flugzeugvögel lassen sich nicht mehr nieder, um ihre Zeitungseier zu legen – drei oder vier Tage zu spät erfährst du, daß das Gespräch Briands mit Hermann Müller in Genf keine Unterredung, sondern nur eine Unterhaltung war!

Der Bademeister des so hübsch gestrichenen Familienbades hat sich verzweifelt dem Trunk ergeben. Zwei Monate haben seine Kabinen leergestanden, weil die Kurgäste heutzutage alle vom Strandkorb aus baden oder überhaupt im Bademantel zum Wasser gehen. Selbst ältere Damen denken nicht daran, eine Kabine zu benutzen. Aber bisher bestand doch noch Hoffnung, daß ein provinzieller Passant oder sonst ein gänzlich unzeitgemäßer Mensch von seinem Institut Gebrauch machen könnte – nun ist auch diese Hoffnung, die ihn – seelisch wenig-

stens – nährte, verwelkt, verblichen, ausgelöscht! – – Ja, wenn er seine Kabinen in schönen Mondnächten und nicht nur an einzelne Personen hätte vermieten dürfen –: dann wäre er jetzt ein wohlhabender Mann! Es hätte sich sogar gelohnt, neue zu erbauen – Luxuskabinen vielleicht mit allem erdenklichen Komfort, wie Schuhlöffel und einem Seidenschirm über dem Windlicht. Träumt der Arme beim Grog – –

Und dennoch ist gestern noch ein neuer Gast angekommen: die Frau eines reichen Getreidemaklers aus Hamburg, eine große, sehr stattliche und starke Frau, die ihren hier in einem Kinderheim untergebrachten Sohn besucht und in jenem Alter ist, das gefährlich ist – für andere. Sie hat sich sofort nach dem sympathischen, alleinstehenden Herrn erkundigt, der nachmittags zum Kaffee statt Kuchen einen Kognak zu nehmen pflegt – und dieser Herr bin ich. Als sie hörte, daß ich mich als Schriftsteller ausgegeben hatte, begann sie über drei Tische eine Unterhaltung mit mir, indem sie bemerkte, daß sie vor zwei Monaten bei einem Fünf-Uhr-Tee des Hotels Bristol in Berlin einen Eintänzer kennen gelernt habe, der gleichfalls Gedichte machte. Auch sonst unterhalte sie mancherlei Beziehungen zur Kunst und zu Künstlern, sagte sie, und auch, daß ihr Leben nicht ganz ausgefüllt sei. Und dann fragte sie, ob auch ich abends Mondspaziergänge mache? Sie selbst gehe stets nach dem Abendessen, was übrigens ihrem Geschmack wenig entspräche, am einsamen Hafendamm auf und ab – –

Ich habe Angst vor ihr, denn ich bin ein hilflos-höflicher Mensch Damen gegenüber, und sie ist eine klar-zielstrebige Natur, die weiß, was sie will, und wie gesagt, in einem Alter, das in dieser Hinsicht rücksichtslos werden läßt.

Ein Sturm hat den Himmel reingefegt, und eine strahlende Septembersonne liegt auf dem weißen Sand. Der leise Wind trägt süß-fauligen Tanggeruch. Man möchte

so gern allein sein mit seiner Melancholie. Es wäre frevelhaft, Gott um einen Regenschauer anzuflehen, nur um abends nicht mit der herbstlichen Dame auf dem Hafendamm spazieren zu müssen – – All solchen Gefährdungen der eigenen Freiheit und Persönlichkeit kann man im großen kalten Berlin so spielend leicht entgehen!

Ich werde der Dame von einem Telegramm erzählen, das mich eiligst zurückriefe, werde den Sand aus meinen Kleidern schütteln, sie zärtlich in den langen schmalen Koffer betten – die Kleider meine ich, nicht die Dame – und übermorgen meine Melancholie wieder ungefährdet über den Kurfürstendamm tragen – –

Es ist sehr schade um diese letzten satten Sonnentage! Auch die Dame tut mir leid, denn sie wird keinen vollgültigen Ersatz finden. Wie ich eingangs sagte: Ein Melancholiker sollte ein Seebad in der Blüte seiner Hochsaison verlassen – – –

Abenteuer mit einer Farmerstochter

Eine kaum glaubliche Geschichte

Schon vor Jahren hat mir einmal ein Graphologe gesagt, daß ich in bezug auf Frauen ein typisch typenloser Mensch sei. Womit er sagen wollte, daß ich nicht wie der Normalmensch ausschließlich dünne Blonde oder dicke Schwarze, kleine Rote oder große Brünette liebe, sondern daß für mich die Möglichkeit bestehe, heute ganz von einer kleinen dünnen Schwarzen gefangen zu sein und mich morgen beziehungsweise einige Wochen später einer großen üppigen Blondine an den Hals zu werfen. Und ich mußte das zugeben.

Im Tiefsten meiner Seele aber habe ich mich nämlich immer nach ganz hellblonden Frauen gesehnt, die, obwohl echt fraulich, doch etwas Mädchenhaft-Unberührtes und zugleich Mütterlich-Kokettes haben. Und wer mich kennt, weiß, daß ich immer rabenschwarzen Frauen vom ganz entgegengesetzten Typ anheimgefallen bin! Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, habe ich nur ein einziges Mal eine wirklich blonde Frau geliebt – und von der erfuhr ich, gottlob erst zwei Jahre später, daß sie ihr Haar gewasserstoffsperoxydet habe. Aber es sei wie es wolle, es war doch sehr schön – – –

Und jetzt in meinem zweiten Frühling – wenn ich so sagen darf – sollte mir plötzlich und unvermutet das späte blonde Glück erblühen! Denn, um das gleich vorwegzunehmen, daß das Haar von Miß Ellen Smith, der deutschen Farmerstochter aus Südwestafrika, nicht echt sei, würde ich selbst nicht zu behaupten wagen, wenn sie die Geliebte eines anderen wäre, obwohl ich in solchen Fällen äußerst kritisch bin.

Mein spätes Glück begann auf der Rückfahrt von Westerland nach Berlin im Speisewagen – gerade als ich zwei Löffel der bekannten Fleischbrühe mit Einlage zum

Mittagessen genommen hatte. Wie alle Menschen mit Energie und Tatendrang kann ich in der Eisenbahn nicht rückwärts sitzen und hatte mir deshalb an einem kleinen Tisch einen Platz in der Fahrtrichtung reservieren lassen. Aber Miß Ellen Smith, die deutsche Farmers-tochter, der man den Platz mir gegenüber gegeben hatte, war ebenso veranlagt und deshalb sehr ungehalten und gab diesem Ungehaltensein dem Kellner gegenüber laut und präzis Ausdruck.

»Ebensowenig wie ich mich verkehrt auf ein Pferd setze, setze ich mich verkehrt in die Eisenbahn!« sagte sie unwiderleglich. Bisher hatte ich – um nicht wieder in eine mühsam abgewöhnte Höflichkeit zu verfallen – diskret zum Fenster hinausgeschaut –: jetzt aber blickte ich neugierig auf – das Licht märchenhaft blonder Haare traf mich – und schon war ich aufgesprungen und hatte ihr meinen Platz angeboten, den sie mit leichtem Kopfnicken einnahm. Mochte mir nun auch übel werden wie meist, wenn ich rückwärts sitzend fahre: wenn ich ihr nur gegenüber saß!

Oh, wie schlug mir die Liebe sofort ins wilde Schriftstellerblut! Und mit dem sicheren Instinkt einer reinen Frauenseele witterte sie diese echte Liebe. Als der Zug kurz vor Altona scharf bremsend mit hartem Ruck hielt, spürte ich plötzlich ihre wundervoll schmalen Kniee an den meinen – – – Sie errötete hold und fragte, ob etwas passiert sei? Da wußte ich, daß hier Schicksal geschah – – Beim Kaffee schon erfuhr ich, daß sie ihr bisheriges Leben auf einer einsamen Farm unmittelbar neben dem Urwald und zum Teil auch auf den Rücken wilder Mustangs verbracht habe, und daß sie nun zu einem Onkel nach Berlin reise. Mein Herz lachte. Ich erbot mich sofort, ihr alles zu zeigen, was Berlin an Interessantem zu bieten habe. Worauf wir uns für den nächsten Tag in den Zoo verabredeten. Voll süßer Hoffnungen und nach dem Genuß einiger beruhigender Pilsener legte ich mich

zu Bett und sah im Traum meine angebetete Ellen als Lady Godiva ganz in Hellblond gekleidet durch den Urwald reiten. Erwachend noch glaubte ich den harten Hufschlag ihres wilden Mustangs zu hören –: aber es war nur meine Aufwartefrau.

Pünktlich um drei saß ich auf der Gartenterrasse des Zoo und ließ meine sehnsüchtigen Blicke zum Eingang schweifen. Alles in mir war zweiter Frühling. Ob – dachte ich – der zweite Frühling nicht eigentlich der wahre und schönste Frühling des Mannes ist –? Denn was hat man schon vom ersten gehabt als Prügel, Enttäuschungen, Unordnung und frühes Leid –? Und ob es nicht überhaupt praktischer wäre, die Jahreszeiten der Liebe zu verlegen –?

So in Gedanken vertieft, aß ich sieben blonde Hörnchen und wollte gerade zu noch blonderem Pilsener übergehen, als Miß Ellen kurz vor fünf erschien. Als ich ihr die Hand gab, dröhnte eben das wild-heisere Brüllen eines hungrigen Löwen – und siehe da: das holde Wesen, das sich in jenem lieblichen Zwischenzustand zwischen Mädchenblüte und höchster Verwendungsfähigkeit befand, schmiegte sich süß erschauernd an mich, und ihr Blick wurde warm wie ein Augusttag in Berlin – kaum zu ertragen!

Dann bestellte sie Himbeer-Eis und war wieder ganz Dame – – – bis schrilles Kreischen aus dem Affenkäfig ihre Beherrschtheit zerriß und sie mit liebevoll eisernem Griff meinen Unterarm umspannte!

– – – Die Stimmen ihrer Urwald-Heimat –! dachte ich. So mag es einem Neapolitaner zumute sein, wenn er fern am kleinen Wannsee abendlich Wandervögel das heimatliche »Santa Lucia« spielen hört! Und als ich dies – freilich noch viel poetischer eingekleidet – zum Ausdruck brachte, lächelte sie seltsam versonnen. Später durchwanderten wir den Garten kreuz und quer – und beim Brüllen der Löwen und Tiger, beim Krächzen der Papageien,

beim heiseren Bellen der Schakale und dem spitzen Flöten der Paradiesvögel erlebte ich mit ihr alle Wunder der Liebe, soweit dies ein öffentlicher Tiergarten zuläßt.

Schön glaubte ich mich am Ziel meiner Wünsche, ließ zwei Flaschen Haut Sauternes in meine Wohnung bringen und führte Miß Ellen zum Abendessen zu Kempinski, weil dies Lokal schon auf dem Wege liegt. Aber als ich ihr nun über die Speisekarte hinweg einen tiefen Blick zuwarf, erstarrte ich: aus dem hingebenden Mädchen war eine steife Lady geworden – kühl wie eine Frigidaire – abweisend wie ein Finanzbeamter. Vergeblich drang ich in sie – sie schüttelte nur den Kopf und lächelte ein erfrorenes Lächeln. Drei Flaschen Sekt kostete es mich – und zuletzt mußte ich ihr noch heimlich Cognac ins Glas gießen – bis sie mir das seltsame Geheimnis ihres inneren Wandels verriet – – –

Ellens väterliche Farm lag – wie schon kurz erwähnt – unmittelbar neben dem Urwald – und die Stimmen des Urwalds waren von Kindesbeinen an nächstens an ihr Ohr gedrunken –: an das schlafdumpfe des kleinen Kindes – an das träumend lauschende des jungen Mädchens – an das hellhörig-überwache des erwachenden Weibes – – – Am wüstesten und grauenhaftesten aber in jener Nacht, als der Cowboy Jonny mit hellem rücksichtslosem Sporenklingen in ihr Schlafgemach trat und ihr listig-lachend erzählte, daß ihr Vater kaum vor Morgenrauen von seinem Ausritt heimkehren werde, da er seinem Pferde eine ganz kleine Stecknadel in die Fuß-Sehne gesteckt habe – – – Und Jonny war schöner als Tom Mix, stärker als ein Fordson-Traktor und ausdauernder als zehn schwarze Baumwoll-Sammlerinnen – – – Und seitdem... also wie gesagt: seitdem... kurzum: ohne Urwaldstimmen schlankweg ausgeschlossen!

Ich kann mir denken, daß Freud daran seine helle Freude gehabt haben würde –: mich aber traf es mitten ins Herz! Denn woher Urwaldstimmen nehmen – so spät

abends – und dann überhaupt –! Die Rückkehr in das ihr einzig mögliche Paradies, den Zoo, war uns verschlossen, denn eben schlug es zwölf. Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke –: alles gibt es auf Grammophonplatten – Negergesänge und Nachtigallen-Schlagen, flüsternde Baritone und Ringelnatzens Kutteldaddeldu, die »Mühle im Schwarzwald« und den Boxkampf Dempsey–Tunney – – – und ausgerechnet »Urwaldstimmen«-Platten sollte es nicht geben?! Also dankte ich Miß Smith für ihr Vertrauen und lud sie für den folgenden Nachmittag um fünf Uhr zum Tee ein. Und sie – alles, nur keine Urwaldstimmen in einer Junggesellenwohnung vermutend – sagte zu.

Gott sei Dank, daß ich von meinem Nordsee-Aufenthalt her noch das Frühaufstehen gewohnt war! So begab ich mich schon um zehn Uhr früh auf die Jagd.

»Wissen Sie die Nummer?« fragte mich die Verkäuferin in der Tauentzienstraße, als ich mit selbstverständlicher Miene »Urwaldstimmen« verlangte. Wir sahen sämtliche Verzeichnisse durch und fanden einzig »Des Löwen Erwachen« – aber das war eine herbe Enttäuschung.

Gegen vier Uhr kehrte ich todmüde aus der Friedrichstadt zurück – verlacht, verspottet, vergrämt. Unterm Arm trug ich nur einen »Harzer-Kanariroller-Wettstreit«, eine Aufnahme vom Sechs-Tage-Rennen und einen chinesischen Trauer-Chor. Meine Hoffnungen waren gering, wenn ich mir auch die stärksten und lautesten Nadeln verschafft hatte. Und als ich sie dann vor Miß Ellen Smith spielen ließ, lauschte sie hingeeben, fand alles sehr schön und originell und blieb so kühl, daß ich versucht war, die elektrische Sonne einzuschalten.

Nachdem ich noch einmal alle Register männlicher Überredungs- und Liebeskunst gezogen hatte, gab ich mein Spiel verloren, setzte mich resigniert zu ihr an den Teetisch und griff nach irgendeiner meiner alten Platten, um ihr und mir die Zeit zu verkürzen. Ich war so ver-

zweifelt, daß ich nicht einmal die abspielte starke Nadel wechselte. Aber kaum entrangen sich die ersten seltsam-verworrenen Töne dem Apparat, als Miß Ellens Augen aufleuchteten -: mit einem wilden Schrei ungezügelter Leidenschaft warf sie sich mir an die Brust – – – Immer wieder mußte ich diese Erlösung bringende Platte spielen lassen. Es war ein von Fritz Kortner gesprochener Monolog des »Hamlet«.

Die »Erfreuliche Zeitung« Eine notwendige Neuschöpfung

Eins muß ich verlangen, ehe ich mich herbeilasse, auch nur ein Wort über diese meine neue Zeitung zu sagen –: man darf ihrem von mir wohl erwogenen und mit Liebe erschaffenen Titel nicht gleich Leben und Inhalt nehmen, indem man ihn lieblos-kurzatmig verstümmelt – zu »E.-Z.« etwa! Dagegen bin ich einverstanden, wenn man die für sie ohnedies schlecht passende Bezeichnung »Zeitung« wegläßt und sie schlicht und wahrheitsgemäß »Die Erfreuliche« nennt.

Ahnen Sie, was meine Zeitung will und bieten wird? Weiß Gott: es ist baß erstaunlich und läßt einen plötzlich die giftige Gaswolke dumpfer Mutlosigkeit erkennen, die über unserem alten Erdteil lagert, daß niemand vor mir auf diesen ebenso einfachen wie genialischen Gedanken gekommen ist!

Wenn ich mich morgens endlich dem Bett entwunden, gebadet, gefrühstückt, mich rasiert und angekleidet habe, was leider meist den ganzen Vormittag in Anspruch zu nehmen pflegt, da ich all diese Dinge ungern und zögernd erledige, und nun – beispielsweise – an einem hellen frischen Oktobertag die Straße betrete, so ist eine seltsame Erwartung in mir, die sich rasch zu fröhlicher Zuversicht steigert: daß nun irgend etwas sehr Erfreuliches geschehen müsse!

Und – Hand aufs Herz! – warum sollte es nicht möglich sein, daß mich schon Ecke Droysen- und Küstriner Straße (sehr nahe an meiner Wohnung!) eine entzückende junge Dame, deren sanft-verschleierte Augen ein intensiv-warmes Innenleben verraten, nach rascher Überwindung einer begreiflichen und sogar notwendigen Hemmung ansprache und ihrer Freude Ausdruck gäbe, mich endlich – endlich gefunden zu haben? Im Laufe der

lebhaft einsetzenden Unterhaltung würde sich herausstellen, daß sie mich vor sechs Wochen bei einer Theater-Première gesehen und nicht mehr hat vergessen können. Ich erfahre, daß selbst ihr fast neuwertiger und mit einem ersten Schönheitspreis ausgezeichneteter Maybach-Zweisitzer ihr keine Freude mehr gemacht – daß die Sehnsucht nach mir sie aus ihrer absolut unbelasteten Villa am Wannsee, die sie anhanglos bewohnt, getrieben hat – und daß selbst der spielerisch getätigte Ankauf bar bezahlter Pelzmäntel oder traumhafter Abendkleider sie kaum auf Augenblicke beruhigen konnte! Solche Frauen gibt es. Warum in aller Welt sollte ausgerechnet mir keine in den Weg laufen können?! Wenige Minuten später schon besteigen wir ihren herrlichen Wagen – der Motor räuspert sich kurz und diskret, ehe er uns hell aufsingend entführt – und dann wallt Staub auf, zärtlich wie ein Schleier, der trübe Vergangenheit sanft verdeckt – – – Sollte so das Leben sein? Oder wagen Sie zu behaupten, daß es nicht so sein sollte?! Es sollte so sein! Trotzdem ist leider nicht zu leugnen, daß es meist nicht so ist.

Muß es aber auch sein, daß das Leben – statt mir Wunder zu schenken – mich nun aus dem Mund von Zeitungsverkäufern brutal anschreit, mir seinen abscheulichsten Schmutz, seine entsetzlichsten Grausamkeiten ins Gesicht beziehungsweise ins Ohr schleudern muß? Muß ich wie Peitschenhiebe wüste Schlagzeilen auf mich niedersausen lassen: »Furchtbares Eisenbahnunglück – siebenzig Tote!« – »Ein Siebenjähriger erdrosselt seinen Urgroßvater!« – »Unschuldiger zum Tode verurteilt und hingerichtet!« – »Notzuchsversuch an einer dreiundneunzigjährigen ertaubten Greisin!« – »Ein Schriftsteller verprügelt seinen Verleger!« – »Kriegsgefahr auf dem Balkan!« – – –?

Wollen Sie das hören? Macht Ihnen das wirklich Spaß? Mir nicht. So gern ich einmal einen Autobus umfallen sehen würde – nur, um vor mir und anderen meine stän-

dige Todesangst zu rechtfertigen, die mich schüttelt, wenn ich auf dem Oberdeck sitzen muß –: die Berichte über umgefallene Autobusse erfreuen mich nicht. Und so reifte langsam die Erkenntnis in mir: da das Leben so ernst ist, daß man Gramfalten bekommt, wenn man beruflich gezwungen ist, es andauernd komisch zu finden, so sollte wenigstens die Kunst und, wenn die es auch nicht fertig bringt, zum allermindesten die Zeitung heiter sein!

Begreifen Sie jetzt, mein Herr, was die »Erfreuliche« will – welche ungeheure Aufgabe sie zu erfüllen hat? Sollten Sie zufällig im Besitz flüssiger Kapitalien sein, rate ich Ihnen dringend: finanzieren Sie sie! Sie legen Ihr Geld so nicht nur idealer, sondern auch sicherer an als in Safes oder Lombardgeschäften! Und Sie werden mir zugeben, daß schon die Vornotiz: »Der bekannte Bankier Hugo Schmidt, Berlin-Zehlendorf, warf einen Betrag von mehreren hunderttausend Mark aus zur Gründung einer Zeitung, die ausschließlich erfreuliche Nachrichten bringen soll«, seit langer Zeit die erste Pressenotiz wäre, über die man von Herzen lachen kann!

Ernstester und schwerer ist die Frage, woher man die erfreulichen Nachrichten, die diese Zeitung benötigt, nehmen soll –? Lassen Sie das ruhig meine Sorge sein! Erstens passiert doch allerlei Erfreuliches, und zweitens bekenne ich rückhaltlos, daß ich mich um des Lebens, um der Freude am Leben willen nicht scheuen würde – im Gegensatz zu jenen Boulevard-Blättern, die allabendlich mit Entsetzten erregenden Schlagzeilen auf uns einhämmern –, gelegentlich die Unwahrheit zu sagen! Ohne Gewissensbisse zu empfinden, würde ich einen mit rührenden Details ausgeschmückten Aufsatz bringen: »Wieder eine junge vielumworbene Frau, die ihrem Mann durch sieben magere Jahre hindurch aufopfernd die Treue hält!« Oder die kurze Notiz: »Die Prominenten Berlins verlangen einen zehnprozentigen Gagenabzug zur Unter-

stützung engagementsloser Kollegen!« Und wie über eine Selbstverständlichkeit würde ich berichten, daß General Ludendorff auf seine Pension, die ihm die verhaßte Republik aufzwingt, verzichtet hat zugunsten von Kriegsinvaliden und -witwen.

Der politische Teil würde sehr kurz gehalten sein. Immer nur knappe erfreuliche Schlußergebnisse: daß der Völkerbund immer mehr zu einem starken Instrument des Friedens wird – daß die Deutschnationalen ihren Widerstand gegen die Republik als dumm und unnational aufgegeben haben – daß bei Enthüllung von Denkmälern für im Krieg Getötete nur trauernd-versöhnliche Reden gehalten werden dürfen – daß der Reichstag von jetzt ab jeden Abgeordneten als Schmarotzer ausschließt, der nicht die Interessen seiner Wähler seinen Wahl-Versprechungen gemäß vertritt – – –

– – – Eine Lügenzeitung also?! lachen Sie –? Woher plötzlich diese fast brutale Wahrheitsliebe, mein Herr, die ich an Ihnen sonst nie bemerkt habe? Prüfen Sie die Meldungen der »Unerfreulichen«, die Ihnen tagtäglich Gräßlichkeiten in die Ohren schreien, ebenso scharf? Und wissen Sie nicht, daß, wer die Menschen erfreuen will, es nie mit der Wahrheit allzu genau nehmen darf? Man kann nur die Menschen lieben oder die Wahrheit – Haben Sie je – wie ich es tue – einmal ein Jahr lang alle Meldungen über Wetter- und Wasserschäden gesammelt? Alljährlich wird in den meisten Gegenden fast die gesamte Obstblüte durch Rauhreif vernichtet – die Weinernte am Rhein und im Fränkischen durch Hagel und an Mosel, Saar und Ruwer durch die rührige Reblaus. Soviel Morgen bestes Ackerland, wie die Zeitungen unter Wasser setzen, gibt es weder in Deutschland noch anderswo. Und am Ende ist es doch eine gute Mittel-ernte und ein Dreiviertelherbst! Warum muß man immer in Angst und Schrecken leben, daß man keinen Apfel zu essen bekommen wird – kein Glas Wein zu

trinken – und einen Laib Brot mit Gold wird aufwiegen müssen?

Außerdem aber glaube ich, daß der Mensch nie durch Kritik und Tadel gebessert werden kann, sondern höchstens, indem man ihm mehr Vertrauen schenkt, als er verdient – ihm durch Übersehen seiner Schlechtigkeiten gewissermaßen suggeriert, daß er gut sei! Versuchen Sie es, mein Herr, und vertrauen Sie Ihrer Frau oder Geliebten einmal fünf Jahre lang rückhaltlos, eisern und unerschütterlich: Sie werden sehen, daß auch die untreueste Frau Ihnen schließlich treu sein wird! Schon, weil ihr die Untreue keinen Spaß mehr macht. Und wenn ich in der »Erfreulichen« wöchentlich mindestens einmal melde: »Die deutschen Gerichte und insbesondere das Reichsgericht sind die unparteiischsten, unpolitischsten und objektivsten der Welt!«, so hoffe ich schon zu Beginn des zehnten Jahrgangs mit Genugtuung feststellen zu können, daß dies nunmehr lautere Wahrheit geworden ist!

So lasse ich die Lebensmittel billiger werden – lasse die ostelbischen Junker große Teile ihres Grundbesitzes zu Siedlungszwecken freigeben – lasse von zwölf Scheidungsprozessen am Tage zehn mit rührender Versöhnung enden – lasse Bayern reichsfreudig werden – lasse Mäzene bedürftige, wenn auch unbegabte Künstler suchen und lasse die Auflage der »Erfreulichen« erfreulicherweise ins Phantastische wachsen! Kurzum, ich werde lügen – lügen – lügen: bis meine Lüge Wahrheit geworden ist.

Wahrheit mordet. Man muß den Mut zur unerbittlichen Lüge haben!

Konversation »von der Stange« Ein bitteres Erlebnis

»Ei, wer tomt denn da?« hörte ich neulich beim Betreten einer kleinen Weinkneipe eine fett-fröhliche Stimme. »Trügt mich mein entzündetes Auge oder bist du's wirklich in höchsteigener Person, alter Freund und Kupferstecher?!« Worauf ich erkennen mußte, daß diese Stimme meinem Schulfreund Gustav Peters gehörte, der – wie sich bald herausstellte – die dreiundzwanzig Jahre seit unserer Trennung dazu benutzt hatte, den Posten eines Oberrechnungsrats beim Remscheider Finanzamt zu erklimmen. Er war – wie man in akademischen Kreisen zu sagen pflegt – hochofrennt, mich wiederzusehen, und konstatierte, daß ich mich kaum verändert habe, obwohl natürlich der Zahn der Zeit, der so viele Tränen trocken, auch an uns nicht spurlos vorübergegangen sei. Ich konnte in sein herzlich-schallendes Lachen nicht ebenso intensiv einstimmen, weil ich mich dunkel erinnerte, diese an sich sehr witzige Redewendung schon einmal gehört zu haben. Die Tatsache, daß ich Schriftsteller ohne feste Anstellung sei, stimmte ihn mitleidig-nachdenklich: »Tja, wie man's treibt, so geht's! Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Aber schließlich sind wir Beamten auch nicht auf Honig gebettet! ›Travailler pour le roi de prusse«, sagte man früher – und in dieser Sau-Republik... Ach so, du bist wahrscheinlich mehr links! Schwamm drüber! Politisch Lied – ein garstig Lied. Darum keene Feindschaft nich. Politik is Privatsache: ich lasse jeden nach seiner Façon selig werden! Wenn 's Herz nur rein is! Bist du auch in den Stand der heiligen Ehe getreten oder immer noch in alter Frische –? Zweimal schon und wieder geschieden? Na – alle guten Dinge sind drei! Mut zeigt auch der lahme Muck! Keiner wandelt ungestraft unter Palmen –: ach, wie so trügerisch...

Wenn man nur seinen goldenen Humor behält! Darauf müssen wir aber einer guten Flasche den Hals brechen! Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang – und wenn man schon auf eines verzichten muß, kann man ja mit dem Gesang anfangen, wie?»

Ein glucksendes Lachen durchwellte Bauch und Doppelkinn, und ich benutzte die Gelegenheit, um den Kellner mit schwacher Stimme um einen Kognak zu bitten.

»Das sind goldene Worte! Mir auch einen, Ober! Das Kognäkle ist halt das wärmst' Jäckle. Was kann das schlechte Leben nützen? Man lebt doch nur so kurze Zeit und ist so lange tot! An einem Glas ist noch keiner gestorben. Na – und was sagst du zu unserem guten Franz Hufschmidt? Dem hat's auch keiner an der Wiege gesungen, daß er noch mal Abgeordneter würde! Die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln, und wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein freundliches Prösterchen, alter Schwede! Woll'n wir uns mal einen hinter die Binde gießen wie in guter alter Zeit! Gesagt, getan, für Mutter Köhm war dies natürlich angenehm. Jawoll, Herr Bedienungsrat, haben Sie die große Güte! Einer ist keiner und doppelt genäht hält besser. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen. Post multa saecula pocula nulla! Bist woll auch noch der alte Potator? Warum auch nich? Man muß das Läm äm nähm, wie das Läm äm is, sage ich immer. Hat schließlich jeder sein Päckchen zu tragen! Warum plötzlich so tiefsinnig? Denkst du über die Unsterblichkeit der Maikäfer nach?»

»Prost!« schrie ich, nachdem ich dem Kellner das Glas weggerissen hatte, und schüttete es hinunter, um einen Schwächeanfall zu überwinden.

»Das hätten wir beide uns auch nicht träumen lassen, daß wir uns auf dieser Erde noch einmal sehen würden – wie? Tja, die Welt ist klein! Is er das nu oder is er das nich? dachte ich mir, als ich dich sah. Du kennst doch den Witz von dem ›Kleenen Dicken?‹ Gott, haben wir da

gelacht! Lachen ist doch die beste Medizin. Man darf sich nicht unterkriegen lassen. Das Leben ist der Güter höchstes doch, sagt mein Kollege Schmidt immer. Kunststück – der mit seinem Nierenleiden! Wir Fünf- undachtziger sind eben ein guter Jahrgang! Ausgezeichnet siehst du aus – wirklich kaum verändert! Wenn natürlich auch der Zahn der Zeit...«

Mit letzter Kraft aufspringend, sah ich nach der Uhr: »Um Gottes willen – schon halb sieben! Und ich muß bis acht Uhr noch eine dringende Arbeit...«

»Verstehe, verstehe: die Kunst geht nach Brot! Oder ist da etwa ein ›cherchez la femme‹ im Spiel?« Er drohte schelmisch mit dem Zeigefinger. »Gesteh's nur: da liegt der Hase im Pfeffer! Na ja: Minnedienst geht vor Herrendienst. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, es ist ja noch nicht aller Tage Abend! Behüt dich Gott, es wär' zu schön gewesen. Also auf ein andermal! Buona serra, mein Lieber, und au reservoir, wie der Franzose sagt. Fall nich n'n Briefkasten – immer Eile mit Weile! Hat mich wirklich gefreut! Also du rufst mich an – Zentral-Hotel: wohlgemerkt! Dann wollen wir uns bei einer Flasche edlen Weins in Erinnerungen ergehen und unserer Jugend gedenken! Ja, ja, schön ist die Jugend, sie kehrt nicht mehr – –«

»Guten Abend«, sagte ich, »es hat mich auch sehr gefreut. Es klappert die Mühle am rauschenden Bach und auf Regen folgt Sonnenschein. Wer andren eine Grube gräbt, braucht darum seinen Nächsten nicht zu lieben, solange er warm ist. Und man soll die Nacht nicht vor drei Tagen loben, denn es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. In diesem Sinne: a rivederci! Morjen, Morning, Wiedasehn! Was du nicht willst, das man dir tu, denn es könnt geladen sein – God save the Queen – in Ewigkeit, Amen!«

Damit entsprang ich und hörte hinter mir: »So ein Blöddian! Und sowas schimpft sich Schriftsteller!«

Robinson

Auf einer Bank, die etwas eingerückt ins Gebüsch an einem kleinen Platz in Charlottenburg steht, sitzt er, starrt vor sich hin, spielt mit seinen Fingern, lächelt sie an und redet mit sich selbst. Ein Arm ist meistens um das armselige Handkofferchen gepreßt, das für ihn Kleider- und Wäscheschrank, Toilettetisch und Vorratsraum bedeutet. Von früh bis spät sitzt er auf dieser Bank am Ufer der einsamen Raseninsel, steht nur hin und wieder auf, um mit ein paar Schritten die Glieder zu lösen, und setzt sich wieder. Gleichgültig, ob die Sonne scheint oder dünner, grauer Regen niederrieselt. Erst wenn es dunkel wird, holt er aus dem Gebüsch ein verborgenes, in alte Wachsleinwand gehülltes Paket und geht langsam dem Grunewald zu. Denn in dem Paket ist ein alter Sack, in dem er schläft. Und morgens in aller Frühe kehrt er auf seine Bank zurück, ans Ufer der Raseninsel.

Irgendeiner der Umwohner, die ihn da täglich sehen, hat ihn Robinson getauft – und nun heißt er schon lange so. Robinson ist ein gutgewachsener kräftiger Kerl von etwa fünfundzwanzig Jahren, er hat ein gutes, wenn auch frühzerfurchtes Gesicht, klare, kluge Augen und eine lange strohblonde Mähne, die fast kokett frisiert ist. Die Haare sind von der Sonne gebleicht und vom Regen ausgewaschen. Er hat etwas von einem »Kohlrabi-Apostel«, aber ohne deren eitel-falsche Würde und Aufdringlichkeit. Viele Vorübergehende sehen ihn neugierig-verwundert an, aber Robinson beachtet sie nicht und bettelt sie nicht an.

Um es gleich zu sagen: Robinson braucht auch nicht zu betteln, obwohl er ärmer ist als der geringste Bettler. Denn die Bewohner der Häuser um den kleinen Platz kennen ihn und mögen ihn gern. Nicht die Mieter im Vorderhaus und wenig Männer. Aber die Kleinbürgers-

frauen, die Witwen und Rentenempfängerinnen der Hinterhäuser sorgen für ihn. Meine Aufwartefrau hat da ihre Stube mit Küche und sie hat mir von ihm erzählt. Daß er ein guter, stiller und wohlerzogener Mensch ist, der sich höflich erhebt, wenn eine der alten Frauen ein Wort an ihn richtet, und sicherlich aus achtbarer Familie. Nur eben gestrandet im großen Schiffbruch der Zeit – arbeitslos und ohne Hoffnung. Einer, der wahrscheinlich nie gearbeitet hat oder hat arbeiten können. Vielleicht hat er Eltern gehabt, die plötzlich verarmt und gestorben sind, während er sich auf einen Beruf vorbereitet hat. Jedenfalls kann er nicht stempeln gehen.

Und allmählich ist es unter den alten Frauen in stillem Übereinkommen Brauch geworden, daß jede zu ihrem Teil Robinsons Versorgung und Verpflegung übernommen hat. Die eine bringt ihm morgens eine Tasse Milchkaffee mit einem Stück Brot, die andere mittags einen Teller Suppe oder ein paar Stullen, und eine dritte sorgt dafür, daß er abends nicht hungrig in den Grunewald geht. Eine Zeitlang hat er nachts auf der Treppe eines Hinterhauses geschlafen, bis der Verwalter das verboten hat. Und wenn die Frauen – am Tag der Rentenauszahlung etwa – mit ein paar ungewohnten Leckerbissen vom Markt kommen, fällt immer etwas für Robinson ab: ein Apfel, ein Bund Radieschen oder ein Stück Gebäck.

Jeden Sonnabend darf Robinson in die Garage an der Ecke gehen und sich dort duschen und abseifen. Und dann liegt dort ein reingewaschenes Hemd für ihn bereit, und eine gute Frau holt sich das schmutzige ab und wäscht es. Jetzt trägt Robinson auch Strümpfe von mir, die meine Aufwartefrau für ihn ausrangiert hat. Im Frühjahr hat ihm jemand sogar einen abgelegten Anzug geschenkt, der noch recht gut aussah. Aber der ist ihm neulich in einer heißen Nacht im Grunewald gestohlen worden, und nun sitzt Robinson wieder in der vielfach

geflickten und zerrissenen Joppe und mit der ausgefranstesten Hose auf seiner Bank.

Einmal hat Robinson strahlend erzählt, daß er eine Frau gefunden habe, die ihn heiraten wolle. Eine noch junge Witwe mit Stube und Küche und einer Rente, von der sich hätte leben lassen. Es ist nichts daraus geworden.

»Nein«, erklärte Robinson, »ich habe eingesehen, daß ich das nicht tun dürfte! Denn hier sind doch alle Frauen so gut zu mir – und gerade die älteren – und es hätte sicherlich alle gekränkt, wenn ich nun die junge geheiratet hätte.«

Vielleicht ist Robinson ein bißchen verrückt – wer kann das wissen? Gestern sah ich ihn, wie er mit den Fingern spielend seine Hand betrachtete. Manchmal lächelte er und flüsterte den einzelnen Fingern etwas zu, worauf sie vor Vergnügen tanzten. Und als meine Aufwartefrau ihn fragte, ob er sich nicht vor dem Winter fürchte, schüttelte er den Kopf und sagte, er wolle im Winter Rad-Rennfahrer werden. Bei der guten Verpflegung, wie er sie habe, hoffe er bestimmt zu siegen.

Nicht wahr, das klingt ein bißchen verrückt? Denn tag ein, tag aus auf einer Bank sitzen, ist schließlich nicht das richtige Training für einen Rennfahrer. Aber man kann nie wissen. Vielleicht ist eines Tages die Bank leer – und auf einem grellbunten Plakat prangt unter weltberühmten Namen von Rennfahrern auch der neue Name – Robinson – – –

Die »Alligator«

Da geistert im Süden Berlins ein Stückchen Schicksal herum – eine sauber und ordentlich gekleidete Frau von etwa vierzig Jahren, der man auf den ersten Blick die harmlose Irre nicht ansieht. Nur wenn die Kinder hinter ihr herlaufen und: »Alligator! Alligator!« schreien und sie drohend einen alten zerschlissenen Regenschirm gegen sie hebt, wird man aufmerksam. Und man erfährt eine traurig-rührende Geschichte:

Frieda war Telephonistin. Viele Jahre lang. Ein braver Pflichtmensch – bis sie durch einen Betriebsunfall arbeitsunfähig wurde und ihr Geist sich trübte. Ist ein Blitz in die Leitung gefahren oder hat ein Starkstromdraht sie berührt? Das weiß keiner zu sagen – es ist auch schon lange her. Jedenfalls bezieht Frieda eine Rente, von der sie sorgenlos leben kann. Frieda redet viel vor sich hin, spricht oft Leute auf der Straße an oder wirft ein paar Worte in die offene Tür eines Ladens, antwortet aber nie oder höchst selten. Und wenn sie jemand anspricht, geschieht es meistens mit der stereotypen Frage: »Tragen Sie auch Alligator-Schuhe? Ich trage immer Alligator-Schuhe!« Darum schreien die Kinder, die immer grausam sind, diesen Namen als Spottnamen hinter ihr her. Nur wenn die Kinder fragen: »Trägst du heute auch Alligator-Schuhe, Frieda?«, antwortet sie, wütend mit dem Schirm drohend, stolz: »Nein, heute trage ich Appa-Schuhe!«

Ohne ihren Schirm geht sie nie aus. Und als wolle sie das rechtfertigen, ruft sie manchmal in einen Laden: »Schlecht Wetter, wie?« Und geht weiter, ohne auf die Antwort zu hören. Aber das alles sind nur die Zeichen ihres harmlosen Irreseins. Am besten kennt man sie auf dem Postamt ihres Bezirks, bei dem sie früher als Telephonistin tätig war. Jeden Morgen gegen acht Uhr be-

tritt sie die Schalterräume und versucht mit einem Beamten, der gerade unbeschäftigt ist, ein Gespräch anzuknüpfen. Auf einen hat sie es besonders abgesehen, und es sieht so aus, als wäre sie in ihn verliebt. Denn wenn sie mit ihm spricht, werden ihre harten Züge weich und fast schön.

Die Beamten kennen sie alle und wissen um sie Bescheid. Dann sagt der eine: »Frieda, dein Hut sitzt aber heute schief!« Und sie brummt kurz: »Kommt vor –«, und setzt ihn zurecht. Wenn der Verkehr reger wird, setzt sie sich still auf eine Bank und sieht zu, wie die Leute an die Schalter drängen, abgefertigt werden und wieder gehen. Und schließlich geht sie auch. Abends aber, kurz vor Schluß des Postamts, erscheint sie wieder pünktlich, obwohl nun wenig Aussicht besteht, daß ein Beamter unbeschäftigt ist. Sie wartet nur, bis die Schalter geschlossen werden. Als letzte geht sie auch. Befriedigt und stolz, daß ihr »Dienst nun zu Ende ist«. Das arme Gehirn kann noch nicht fassen, daß sie nicht mehr im Dienst ist. Sie lebt in dem Wahn, daß sie ihren Dienst morgens um acht Uhr antritt und ihn abends um sieben verläßt. Sie braucht die Atmosphäre des Postamts, die sie an ihren früheren Dienstraum im Telephonamt erinnert. Diese Stunden im Postamt sind ihr Glück und Leben. Und auch das wissen die Beamten alle und sind – jeder auf seine Art – gut zu ihr.

Und wenn dann auf dem Heimweg die grausamen Kinder ihr spöttisches »Alligator! Alligator!« schreien, schlägt sie in blinder Wut mit dem zerlumpten Schirm nach ihnen, der nur deswegen zerlumpt ist. Denn sie begreift nicht, wie man einer ehrbaren Telephonistin, die ihre Pflicht erfüllt hat und nach getaner Arbeit nach Hause geht, so törichte Worte nachrufen kann – – –

Jagd auf ein vergriffenes Buch

Dies ist die Geschichte vom Büchersammler Walter Pellzer, der trotzdem kein »Bibliophile« im landläufigen Sinne ist. Er sammelt weder Erstausgaben noch Luxusdrucke, weder ausschließlich »Sittengeschichtliches« noch ausschließlich grönländische Literatur. Um die Wahrheit zu sagen: er liest überhaupt wenige, sehr wenige Bücher, und auch die meist nur bis zur zehnten Seite, nachdem er vorher die letzte gelesen hat. Wenn er sich aber einmal in ein Buch, das ihm dann meist von einem guten Freunde empfohlen worden ist, festgebissen hat, will er es auch besitzen und es dem grotesken Sammelsurium seines Bücherschranks, das er »Bibliothek« nennt, einverleiben. In dieser Beziehung ist er wie die merkwürdigen Gebilde seines Salzwasser-Aquariums, die er nächstens mit Stückchen von rohen Seemuscheln füttert oder zu füttern versucht: gelingt es ihm, ein Stück des an einem Holzstäbchen aufgespießten Seemuschelfleisches auf diese Tierpflanze hinzusteuern, was ihm häufig auch nicht gelingt, so öffnet diese entweder gierig ihre Fangarme, um das Dargereichte zu verschlingen, oder aber sie tut es nicht, und das leckere Futter wird von einer winzigen Krabbe fortgeschleppt.

So geriet diesem seltsamen Büchersammler eines Tages eine kleine Broschüre von Klaus Groth, »Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch«, in die Hand, die die Schwertsche Buchhandlung in Kiel im Jahre 1858 in den Handel gebracht hatte. Eine volkstümlich-wissenschaftliche Abhandlung über die Entwicklung der deutschen Sprache – die natürliche und die unnatürliche.

Es ehrt den Gegenstand meiner Geschichte unbedingt, daß dies Heftchen sein Interesse erregte. Er ging sofort zur nächsten Buchhandlung, um es zu erwerben, zumal es nur fünfzig Pfennige kostete. Da aber seit Erscheinen

des Büchleins – die Geschichte spielt im Schicksalsjahr 1914 – immerhin sechsundfünfzig Jahre verflossen waren, war das Heft nicht »auf Lager«, und der gute Walter Pellzer mußte es bestellen. Worauf die Nachricht kam, daß es vergriffen sei.

Nun lief er zum größten Antiquar Berlins. Und da auch er es nicht auf Lager hatte, gab er Auftrag, es für ihn zu erwerben – bis zum Preise von zwanzig Mark. Kein Angebot. Wochenlang. Von Antiquar zu Antiquar lief er – mit ständig erhöhten Angeboten –: ohne Erfolg! Da beschloß er endlich, das Buch selbst auf der Maschine abzuschreiben. Eine Schreibmaschine besaß er, wie ja schon aus den hohen Angeboten für diese kleine Broschüre hervorgeht, daß er ein wohlhabender Mann war. Die Maschine besaß er – aber er war nicht Herr dieser Maschine und ein Brief von acht Zeilen kostete ihn meistens ebenso viele Briefbogen und deshalb mehr als eine Stunde Zeit.

Nun werden Sie sagen: warum nahm er sich nicht eine Tippmamsell, zumal er doch eine eigene Maschine besaß?! Da kennen Sie eben Walter Pellzer schlecht! Kaufen oder selbst abschreiben war für ihn die einzige Frage. Wir wollen hier nicht erörtern, ob das mangelnde Entschlußfähigkeit, ob es Eigensinn oder die Sparsamkeit, ja der Geiz war, der plötzlich einen sonst zur Verschwendung neigenden Menschen überkommen kann. Kurzum, er schrieb das Buch selbst ab. Auf vierundsechzig einseitig beschriebenen Blättern. Und jede Seite kostete ihn im Durchschnitt eine Stunde Arbeitszeit – im Anfang mehr, am Ende weniger. Also vierundsechzig Arbeitsstunden.

Ach Gott! Ich sehe Sie rechnen! Selbst bei einem Sechstundentag, meinen Sie, hätte Herr Pellzer die Arbeit in zwölf Tagen – einen Sonn- und Ruhetag eingerechnet – vollenden können? Ich muß Ihnen zu meinem Bedauern mitteilen, daß Herr Pellzer nicht nur einen Beruf hatte, der ihn an sein Büro oder naheliegende Lokale fesselte,

sondern daß er auch nach Büroschluß Vergnügungen aller Art nicht abgeneigt war. Wenn wir also auf die Woche zwei Stunden Schreibarbeit in erwähnter Angelegenheit rechnen, so ist das eher zu viel als zu wenig gerechnet.

Darf ich, um die Spannung dieser an sich schon äußerst spannenden Geschichte zu erhöhen, Ihnen ins Gedächtnis rufen, daß während dieser ganzen Zeit – und mehrere Monate waren schon verflossen, ehe sich Herr Pellzer dazu entschloß, das Buch selbst abzuschreiben – viele Antiquare fieberhaft arbeiteten, das Buch aufzutreiben? Oh, ich weiß, was Sie annehmen –: gerade, nachdem Herr Walter Pellzer die mühsame Abschrift endlich vollendet hat, ruft ihn ein Antiquar an und bietet es ihm... Keineswegs. Kein Antiquar hat ihn je wieder angerufen oder ihm das Buch zur Verfügung gestellt! Er mußte den Weg, den er sich selbst vorgezeichnet hatte, bis zum bitteren Ende gehen – bis zur vierundsechzigsten einseitig beschriebenen Seite.

Aber jetzt besaß er – allen Widernissen des Schicksals zum Trotz – das geliebte Werk, wenn auch in unerwünschter Form. Strahlend brachte er dem Besitzer die entlehene Broschüre zurück und erzählte, welch großen Eindruck sie auf ihn gemacht habe.

»So?« fragte der Freund. »Hat dir das Büchlein gefallen?« Er zog lächelnd die Schreibtischlade vor und holte ein bescheidenes Buch heraus. »Bitte! Das Buch ist von vielen bedeutenden Berliner Antiquaren so stürmisch und zu so hohen Angeboten verlangt worden, daß der Verlag sich entschlossen hat, es neu herauszugeben.« Und als Pellzer entsetzt abwehrend die Hand hob: »Du kannst das Geschenk ruhig annehmen, lieber Freund, das Buch kostet wie früher nur fünfzig Pfennige!«

Da brach Pellzer zusammen und erzählte alles.

Der Freund pfiß durch die Zähne, wie es in Vorkriegs-Kitsch-Romanen der Graf tat, wenn er erfuhr, daß der

Liebhaber seiner Tochter eigentlich ein Räuberhauptmann und nicht einmal adlig sei.

»Drum –!« meinte er mit vielsagendem Nicken. »Drum also beklagt sich der Verlag, daß das Buch trotz der vielen Anfragen und meines zündenden Vorworts nicht ›geht‹ –!«

Walter Pellzer schluchzte: »Und ich habe ein halbes Jahr meines Lebens verschwendet, es abzuschreiben – mit der Maschine – – –«

Ein Glück nur, daß beide eine Flasche Kognak zur Hand hatten, um sich gegenseitig zu trösten!

Der Wein-Roman

Seit langem schon möchte ich einmal einen Roman schreiben, der ganz anders ist als Romane, wie man sie sonst liest, denn die zugrunde liegende »Handlung« wäre hier vollkommen gleichgültig und nebensächlich. Es sollte ein ausgesprochener »Wein-Roman« werden. Verstehen Sie mich bitte recht –: beileibe kein Roman, bei dem man, wenn man ihn liest, furchtbar weinen muß, sondern einer, der ganz aus dem Geist erlesenster Weine geboren ist.

Wenn mir das Schicksal – oder ein letzter Überlebender jener aussterbenden Menschengattung, die man früher »Mäcene« nannte – die Möglichkeit geben würde, dieses Werk zu schöpfen, würde nicht nur das Wort »schöpfen«, das man leichtfertig gebraucht, um die mühselige Arbeit eines Schriftstellers zu bezeichnen, einen tiefen und schönen Sinn erhalten, sondern es geschähe damit auch ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit. Denn die landläufigen Romane bereiten dem Leser Freude und löschen gewissermaßen seinen quälenden Lebensdurst, während der von mir ersehnte Roman hauptsächlich des Autors Durst löschen und ihm Stunden weltentrückter Seligkeit verschaffen würde.

Für den Anfang würde ich mir beispielsweise eine Flasche Ruwerwein, sagen wir: einen »29er Maximin Grünhäuser Herrenberg« vom besten Fuder aus dem Privatkeller in Traben-Trarbach aus dem Keller holen und statt der nichtssagenden Überschrift »Erstes Kapitel« das Etikett, das sich im Kühler losgelöst hat, auf die erste Seite kleben. Dann würde ich mich in meinen Lehnstuhl setzen und das erste und zweite Glas langsam über die Zunge fließen lassen. Ich bin fest überzeugt, daß mir alsbald das Bild eines liebreizenden blonden Mädchens oder einer sanft-leidenschaftlichen Frau erscheinen wür-

de, die als Heldin eines Romans nicht ungeeignet wäre. Still dahinlebend im engen Ruwertal, das Saar und Mosel verschwistert ist, wenn es auch die keuscheste und reinste dieser drei Schwestern ist. Die Landschaft blüht auf beim dritten und die Seele der Frau beim vierten Glas. Und beim siebenten und letzten Glas würde ich ihr einen Jüngling begegnen lassen, wie ihn schöner kein deutscher Romantiker und kein Hollywooder Filmregisseur erträumt hat! Sicherlich ein vielversprechender Beginn.

Der 1906er »Château Larose« am nächsten Tag würde eigene Altersweisheit bei mir verklärt aufsteigen lassen. Etwa in der Gestalt eines wohlerhaltenen Witwers von achtunddreißig Jahren, der glaubt, mit dem Leben abgeschlossen zu haben. Von Bordeaux bis zur Ruwer ist zwar ein weiter Weg, aber ein guter Wein schlägt rasch Brücken – und im Larose-Kapitel würde der Bordeaux-Witwer unweigerlich das Ruwer-Mädchen kennenlernen.

Am nächsten Abend würde ich in den vom Schicksal oder Mäcen gestifteten Weinkeller mit verbundenen Augen gehen. Nehmen wir an, ich fände eine Flasche »Forster Ungeheuer« aus dem gesegnet-verruchten Inflationsjahr 1921, die nicht zu früh auf die Flasche gekommen ist, wie es sonst unter dem Zwang protziger Nachkriegsschieber leider geschah. Also ein wirklich ausgereifter, köstlicher Wein. Aber es tut mir leid: Pfälzer macht streitlustig – und es ist unvermeidlich, daß der Bordeaux-Witwer und der traumschöne Jüngling, der bisher noch ohne Etikett ist, aneinander geraten. Oh, ich spüre den Konflikt direkt auf der Zunge! Und die Jugend triumphiert.

Aber »Lass' man!« sagt man bei uns in Westfalen zur Beruhigung. »Lass' man!« Über dem nächsten Kapitel lesen Sie: »Haut-Sauterne« ohne Angabe von Jahrgang und Wachstum. Das ist ein Wein, den ich, milde gesagt, ver-

abscheue. Ein Glas trinke ich auch – bei einem großen Abendessen zum Fisch, aber mehr nicht. Es gibt viele Frauen, die gern Haut-Sauterne trinken, aber das sind mondäne Frauen, und die mag ich nicht. Damit hat der traumschöne Jüngling endlich seinen Namen –: er ist der Haut-Sauterne-Jüngling. Und man wird verstehen, daß ich in diesem Kapitel übel mit ihm verfare. Das Ruwer-Mädchen ist enttäuscht.

Der Bordeaux-Witwer ist aber in Wirklichkeit gar kein Bordeaux-Witwer, ich habe ihn ja nur aus Château-Larose-Stimmung erschaffen. Im Kapitel »Johannisberger Schloßberg, Trockenbeeren-Auslese, 1911« entpuppt er sich als zwar gereifter, aber noch sehr lebensfrischer Mann. Guter alter Rheinwein weckt Erinnerungen, darum endet dieses Kapitel wehmütig trotz Wiedersehens mit dem Ruwer-Mädchen.

Der Roman würde trübselig versanden, wenn ich jetzt nicht das Etikett »Würzburger Harfe, Julius-Spital, 1926« auf die nächste Seite kleben könnte? Im Frankenwein schmeckt man steinige Erde, deutsche Heimaterde. Harte Begrenzung ist in ihm und doch alle Fülle der Enge und Glück des Geborgenseins. Und nun glauben Sie, ich erzwänge mit der »Würzburger Harfe« ein rasches happy end? O nein! Da folgt noch ein Kapitel »1897er Pommard«. Burgunder ist ein Wein, den man nie allein trinken sollte. Und darum geschieht das auch in meinem Roman nicht. Aber dies Kapitel ist von so keusch-inniger und doch tiefer Leidenschaft erfüllt, daß ich darüber nichts verraten möchte.

Und dann das Schlußkapitel »Uerziger Würzgarten, 1921, bestes Fuder«. Obwohl Moselweine eigentlich nur sieben Jahre alt werden dürfen, gibt es noch ein paar 21er Moselweine aus guten Kellern, die letzte Süße atmen. Wenige, aber die wenigen sind himmlisch. Und so würde ich nun die schönsten Worte finden, um das tiefe Glück zu schildern, das den Bordeaux-Witwer, der in

Wirklichkeit ein guterhaltener Johannisberger ist, mit dem Ruwer-Mädchen verbindet... wenn mir ein gütiges Schicksal günstig wäre oder der letzte Mäcen mir die »Unterlagen« für meinen »Wein-Roman« schaffte. Leider muß ich befürchten, daß dies einzigartige Standardwerk der deutschen Literatur ungeschrieben bleibt...

Wer kann besser zanken?
Bruchstücke aus einem Ratgeber
für Liebende und Eheleute

»Zehn Minuten Gymnastik!« am Morgen – das ist heute jedem ein vertrauter Begriff und eine schon ganz alltägliche Sache. Wo ist das moderne Ehepaar, dessen einer, aktiverer Teil den trägeren anderen nicht zwänge, durch zehn Minuten systematischer Bewegung den letzten Rest von Verschlafenheit zu verscheuchen, die Glieder zu lockern und den Körper für die Tagesarbeit frisch zu machen.

In dieser Beziehung sind, glaube ich, die meisten Ehen heutzutage glücklich. Und wenn es trotzdem so wenig restlos glückliche Ehen gibt, so hat das seelische Gründe. Hand aufs Herz, haben Sie Bekannte, von denen Sie sagen könnten, daß sie eine wirklich glückliche und ungetrübte Ehe führten? Sie schweigen bedrückt. Und vor nicht langer Zeit hätte ich auch bedrückt geschwiegen, wenn man mir diese Frage gestellt hätte. Aber heute kenne ich zwei Menschen, bei denen ich, obwohl sie beinahe zwei Jahre lang verheiratet sind und ich sehr oft bei ihnen zu Gast bin, noch nie erlebt habe, daß sie sich gezankt hätten. Dies ist um so verwunderlicher, als es sich bei dem männlichen Teil um meinen Freund Fritz Hollermann handelt, der schon zweimal geschieden ist, weil – wie die Frauen behaupteten – mit ihm nicht auszukommen sei, da seine Zanksucht keine Grenzen kenne.

Nun glauben Sie vermutlich, seine jetzige Frau sei ein »Lämmchen«, das alles widerspruchslos hinnimmt? Sie irren: die kleine Frau hat durchaus ihr eigenes Köpfchen und weiß, was sie will!

»Mit dir muß ein Wunder geschehen sein!«, meinte ich einmal erstaunt, als seine Frau nach einem gemütlichen Abend zu Bett gegangen war und wir allein noch eine

Flasche guten Mosel tranken. »Wenn ich denke, wie du dich früher mit deinen Frauen gestritten hast –: und nun –!«

Hollermann lächelte überlegen.

»Alles Training«, sagte er geheimnisvoll.

»Training?«

Hollermann nickte.

»Ich will dir das Geheimnis gern verraten, aber du mußt mir versprechen, daß du nicht überall darüber redest. Denn wenn alle anderen Eheleute sich auch nicht mehr zanken und friedlich leben wie wir, macht einem das eigene Eheglück weniger Freude.«

Ich versprach, nicht darüber zu reden. Aber als Menschenfreund kann ich Hollermanns Geheimnis doch nicht für mich behalten und bin also gezwungen, es schriftlich und durch Drucklegung zu verraten. Das mag jesuitisch erscheinen: aber hier heiligt der Zweck die Mittel.

»Tja«, sagte Hollermann nämlich, »wenn ich auch bei Beginn meiner jetzigen Ehe schon ein bißchen ›ausgezankt‹ war und die rechte Lust am Streiten verloren hatte, so gab es anfangs zwischen uns beiden doch immer mal wieder ›kleine Kräche‹. Und ich dachte schon seufzend: das wird nun so weitergehen und immer schlimmer werden, bis man sich schließlich lieber trennt! Bis ich eines Samstagabends – wir hatten für den nächsten Sonntag zwei Karten zum Rennen und ich ärgerte mich doppelt, als sich wieder ein Gewitter ballte, weil ich mich so darauf gefreut hatte – auf einen genialen Gedanken kam.

›Gut, Ellen«, sagte ich resigniert, ›ich sehe durchaus ein, daß wir uns nicht einigen können und daß ein Streit unvermeidlich ist. Aber ich muß unbedingt noch zwei wichtige Briefe schreiben und habe deshalb augenblicklich keine Zeit zum Zanken. Leg dich also, bitte, ruhig zu Bett und merk dir genau, worum es sich gehandelt

hat. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. In spätestens zwanzig Minuten bin ich bei dir und stehe dir zur Verfügung.«

Ellen war baff. Dann mußte sie lachen und der Himmel war plötzlich wieder klar. Ich schrieb meine Briefe und ging zu Bett.

›So«, sagte ich, ›jetzt wollen wir uns richtig auszanken! Wie war doch noch Punkt eins?«

Ellen lächelte und wollte zärtlich werden. Aber das lehnte ich ebenso höflich wie bestimmt ab.

›Nein«, beharrte ich, ›jetzt wird gezankt. Es ist noch nicht zwölf Uhr und wir haben Zeit, da wir morgen ausschlafen können. Es handelte sich meines Wissens um die Frage, ob man junge Bohnen auch so sorgfältig abfädeln könne, daß mehr Bohnen als Fäden übrig blieben – war es nicht so?«

›Ja«, sagte Ellen weich-nachgiebig.

›Nein«, schrie ich, ›du hast behauptet, kein Mensch der Welt könne Bohnen so abfädeln, daß überhaupt kein Faden übrig bliebe! Und ich habe behauptet... oder willst du bestreiten, daß ich das behauptet habe?«

Jetzt begriff Ellen das Spiel und meinte bitterböse:

›Du hast überhaupt nichts behauptet! Aber ich habe behauptet! Und ich bleibe bei meiner Behauptung!«

›Bei welcher?«, zischte ich wie eine wütende Schlange.

Ellen hohnlächelte:

›Ich weiß: jetzt willst du mich irre machen! Aber das wird dir auf die Dauer nicht gelingen. Lieber...«

›Was – lieber?«

›Bleib beim Thema: den Bohnen!«, klang es störrisch-hoheitsvoll. ›Du willst doch immer so streng logisch sein und behauptest, wir Frauen...«

›Ihr Frauen kennt keine Logik. Ihr seid einfach streitsüchtig. Minderwertigkeitskomplexe – sonst nichts!«

›Und wie lange willst du noch mit mir herumstreiten?«, fragte Ellen.

›Im ganzen zehn Minuten‹, sagte ich ernst.
›Es ist schon zehn Minuten nach zwölf –‹
›Gut‹, nickte ich gnädig. ›Dann also Schluß. Und das nächstemal zanken wir uns nur sieben Minuten. Aber von da ab wird die Zeit von zehn Minuten streng eingehalten. Einverstanden? Ich schlage jeweils den Mittwoch- und Samstag-Abend vor –‹
›Siehst du‹, nickte mir Hollermann zu, seitdem haben wir zweimal wöchentlich die ›Zehn Minuten Zank‹ eingeführt, die programmatisch-pünktlich durchgeführt werden. Da ich andere Arbeit habe, ist Ellen verpflichtet, die Gründe zum Zank vorher zu finden. Das ist jedesmal ein ebenso anregender wie erlösender Sketch, den wir da miteinander aufführen und bei dem wir uns zum Schluß begeistert Beifall klatschen. Seitdem haben wir uns ernsthaft nie mehr gestritten, weil wir lachen müssen, wenn einer anfangen will. Nur vor ein paar Tagen wurde es brenzlich, weil wir kurz vor den ›Zehn Minuten‹ darüber diskutierten, wer besser zanken könne.«

Jockel

Jockel ist ein Wellensittich. Wenigstens glaubten wir das, als meine Frau ihn als Geburtstagsgeschenk nach Hause brachte, während ich dazu nichts zu tun hatte als einen vorbildlichen Käfig zu kaufen mit all den Leichtathletikgeräten, die solch ein Wundervogel zur Erhaltung seiner Lebensfreude und Gesundheit braucht. Die Wohnung des Vogels war viermal so teuer als er selbst, dafür war sie auch einwandfrei, was man leider von dem Wellensittich nicht behaupten konnte.

Andere Vogelarten hält sich der Mensch, weil sie Eier legen oder so singen, wie die Natur es sie gelehrt hat –: Wellensittiche dagegen erfüllen nur dann ihren Zweck, wenn sie sprechen lernen. Dabei kommt es nicht darauf an, was sie sprechen, sondern daß sie möglichst viel und vielerlei sprechen. Bei verheirateten Männern ist daher der Wunsch, einen Wellensittich zu besitzen, verhältnismäßig selten vorhanden. Warum sollten sie auch Eulen nach Athen tragen?

Jockel wurde rasch zutraulich und erwies sich anfangs auch als sehr gelehrig. Nach kaum sechs Wochen sagte er geläufig und in allen Tonlagen »Du-du-du-du!« Bei dieser vertraulichen Anrede blieb es jedoch, und allen liebevollen Versuchen meiner Frau zu Trotz wollte Jockel die Aussprache seines eigenen Namens nicht lernen, obwohl sie sich seiner Sprachschulung so eingehend widmete, daß wir während dieser Zeit fast ausschließlich von rasch zubereiteten Konserven lebten. Als ich ihr endlich ein umfangreiches »Handbuch der Wellensitticherziehung« mitbrachte, war es zu spät, denn jetzt erfuhren wir, daß diese Wundervögel die hohen Laute I und E besonders lieben, weshalb man sie Peter, Philipp, Pipin oder Itzpitzi nennen soll, dagegen nie Udo, Oskar, Adam, Hasdrubal oder Jockel. Da die Tiere sich selbst hellklingend

»Wellensittich« nennen, hätten wir das eigentlich erraten können! Ungeklärt blieb freilich, warum Jockel das dumpfe »Du« so hervorragend beherrschte.

Zwei weitere Belehrungen schöpften wir aus dem Handbuch: erstens, daß bei dieser Tierart, ganz im Gegensatz zum Menschen, nur die Männchen gern und viel sprechen, und zweitens, daß das Geschlecht in jungen Wochen so schwer feststellbar ist, daß selbst ehrliche Züchter und Händler oft Weibchen als Männchen verkaufen. Böser Ahnungen voll lasen wir weiter, erfuhren, daß man späterhin das Geschlecht am Schnabel erkennen könne, und gelangten zu der niederschmetternden Überzeugung, daß Jockel eine Wellensittichin sei!

Ich darf sagen, daß es in meiner Ehe wenig wirklich dunkle und gewitterschwüle Tage gegeben hat: der Tag, an dem diese Feststellung erfolgte, war dunkel und gewitterschwül. Wie beglückwünschte ich mich nun, daß ich den einwandfreien Käfig gekauft hatte und nicht den enttäuschenden Insassen! Denn sonst... sprechen wir nicht darüber.

Das tief Tragische war, daß meine Frau Jockel, den wir nun Jockeline hätten nennen müssen, trotz mangelnder Redekunst liebgewonnen hatte – fast so lieb wie ein Schmerzenskind. Andererseits lieben Frauen bei Haustieren ihnen gleichgeartete Wesen, wie z. B. Katzen. Und deshalb auch vielsprechende Wellensittiche. So kam der Tag, an dem meine Frau, angefeuert und unterstützt von ihrer Nichte, den schweren Gang zum Vogelhändler antrat, um Jockel gegen einen wirklichen Mann umzutauschen. Blutenden Herzens, das wußte ich.

Wenn ich fühle, daß sich im Haus Tragödien oder Gewitter ballen, bei denen ich nicht unbedingt Blitz oder Donner spielen muß, pflege ich mich ihnen durch feige Flucht zu entziehen und den Ausbruch in einer stillen kleinen Weinstube abzuwarten. Es ist jedoch nicht so – wie meine Frau oft glaubt –, daß ich heimlich Tragödien

und Gewitter heraufbeschwöre, um sie dann an diesem angenehmen Ort abwarten zu können.

Als ich am Abend jenes denkwürdigen Tages in leutseliger und zu Mitfreude und Mitleid bereiter Stimmung nach Hause zurückkehrte, stürzten mir Frau und Nichte mit dem Freudenschrei »Jockel ist wieder da!« entgegen, obwohl man ihren Augen noch ansah, daß bei der endgültigen Feststellung von Jockels Weibtum bittere Tränen geflossen sein mußten. Offen gestanden war ich ein bißchen erstaunt, denn das klang so, als ob ich Jockel durchs Fenster hätte entwischen lassen oder brutal den Umtausch gefordert hätte! »Na also –!« sagte ich deshalb mit ausweichend-gütigem Lächeln, denn das ist eine Redewendung, die zu nichts verpflichtet und dennoch oft ins Schwarze trifft. Hier traf sie ins Schwarze, denn meine Frau nahm sie als Ausdruck tiefster Genugtuung darüber, daß Jockel wieder da war. Trotzdem mußte ich den Vogel, der genau so dasaß wie ich ihn verlassen hatte, wie ein Himmels Geschenk bestaunen und den langen, in munterem Sprechduett hervorgebrachten Erklärungen lauschen, wie und warum sich alles dennoch zum Guten gefügt hatte. Als das Vorhaben des Umtausches auf dem Weg zum Vogelhändler sich immer mehr dem Punkte näherte, wo es die Gestalt einer vollendeten Tatsache anzunehmen drohte, hatten die beiden Frauen es eigentlich nicht übers Herz bringen können, sich von Jockel zu trennen. Warum sie aber trotzdem nicht einfach umkehrten, blieb rätselhaft, aber als weltweiser und vielgebrannter Ehemann fragte ich nicht danach. Jedenfalls waren sie wie erlöst gewesen, als der Vogelhändler, nachdem er seinen Irrtum bekannt, bedauernd versichert hatte, daß er zur Zeit kein männliches Austauschobjekt greifbar habe. Und so waren die beiden überströmend glücklich und Jockel ewig-unwandelbare Liebe zuschwörend zurückgekehrt. Dabei sah Jockel bald mich, bald die beiden Frauen an und sagte in völlig neuen Modu-

lationen, aus denen ich den Klang unerlaubter zynisch-ironischer Kritik zu hören glaubte: »Du! Du?? Du – Du!? Du –!« Besonders aufreizend, als meine Nichte meinte, sie wäre dem Vogelhändler am liebsten um den Hals gefallen, als er das sagte, denn Jockel ahnte wohl mit feinem weiblichen Instinkt, daß sie in dem Alter war, wo junge Mädchen auch aus geringfügigen Gründen einem Mann gern um den Hals fallen.

So blieb Jockel. Und nun ist er auch mir ans Herz gewachsen – gerade weil er nicht spricht. Auch sonst hat er prächtige Charaktereigenschaften. Er bemüht sich sogar – was bei Vögeln äußerst selten ist –, käfigrein zu sein. Wenigstens verlangt er morgens stürmisch herausgelassen zu werden und nimmt dann eine kräftige Entleerung auf die Tischdecke vor. Sein erster größerer Flug gilt meinem Schreibtisch, wo er sich liebevoll bemüht, meinen einfachen glattrandigen Manuskriptbogen das Aussehen handgeschöpften Büttenpapiers zu verleihen. Er liebt meine Frau und meine Manuskripte. Und beide beißt er. Meiner Frau tut das weh, aber mir und meinen Manuskripten nicht, denn der arme Vogel ahnt ja nicht, daß ich ihn kraft meines tückischen Menschenverstandes hintergehe und ihm nachts für den Morgen ein für mich völlig wertloses Blatt hinlege, auf das ich oft noch höhnische Worte schreibe wie: »Das kannst du fressen, du Luder!« Sprechen gelernt hat er nicht. Dagegen kann er die Spatzen, die vor unserem Fenster ohnedies grausam lärmten, täuschend und durchdringlich laut nachahmen. Und neuerdings bellt er. Ganz tief – »hau – hau!« – wie ein Schlächterhund. Zuerst glaubte ich, er wolle sich damit den Ruf unserer motorfrohen Zeit, den Klang der Hupe, zu eigen machen. Aber Hupen ist doch verboten, das Bellen der Hunde dagegen nicht. Es ist kein Zweifel, Jockel bellt! »Ziehp-tschilp-ziehp«, »Du-du-du« und »Hau-hau!« und sonst nichts außer dem hellen Freudengekreisch, wenn es ihm gelang, meine Frau in den Nak-

ken oder ins Ohrläppchen zu beißen –: das ist Jockels
ganzer Wortschatz, den er aber zu verwenden versteht.
Mehr spricht er nicht und ich bemühe mich nicht, ihn
zum Sprechen zu zwingen. Wozu auch? Ich betonte doch
schon, daß ich verheiratet bin.

Anruf in der Silvesternacht

Karl Kruskopp saß in seiner kleinen gemütlichen Junggesellenwohnung hoch über den Dächern von Berlin, füllte sich mit einer fast feierlichen Bewegung das bauchige Burgunderglas und lauschte zu dem halbgeöffneten Fenster hin, um das Aufklingen der Silvesterglocken zu hören. Schon knallte es hin und wieder auf den Straßen, weil ein paar Ungeduldige, die die Zeit nicht abwarten konnten, ihre Feuerfrösche losließen. Nun aber war es plötzlich ganz still geworden. Nur von unten her hörte man das rhythmisch-monotone Dudeln eines Grammophons, auf dem unentwegt Tanzschlager gespielt wurden.

Obwohl Karl Kruskopp kein menschscheuer Sonderling war, haßte er doch aus tiefster Seele den Berliner Silvester-Betrieb, der den letzten Tag des Jahres zum Karneval machte. Schon, daß alle, die es sich eben leisten konnten, an diesem Abend die Sektpfropfen knallen ließen, gefiel ihm nicht. Früher, im alten München, hatte er sich im Kreis von Freunden immer eine »Feuerzangenbowle« gebraut, und wenn in den letzten Minuten vor Mitternacht die blauen gespenstischen Flammen in den verdunkelten Raum züngelten, schien ihm das die richtige Stimmung zur Begrüßung des neuen Jahres. Frauen waren an diesem Abend höchstens geduldet gewesen und hatten nie eine Rolle gespielt. Und getanzt hatte man erst, wenn es dem Morgen zuging und das neue Jahr sozusagen kein Gast mehr war, sondern ein Hausgenosse. Bis Mitternacht aber ging alles gemessen und feierlich zu, man blickte zurück, verlor sich in Erinnerungen und versuchte alles Vergangene gut zu finden. Das war der eine Tag im Jahr, an dem man sich bemühte, wie Lynkeus, der Türmer in Goethes »Faust«, zu denken: »es sei wie es wolle, es war doch so schön –« Und wenn das »es

war doch so schön« nicht aus dem Herzen herauswollte, tröstete man sich mit dem »es war...«

Die Leute unter ihm dagegen tanzten nun schon seit zehn Uhr, und sicher hatten sie sich komische Papiermützen aufgesetzt, Pappnasen und Bärte umgebunden und bewarfen sich mit Luftschlangen und Konfetti. Aufgabe des Gastgebers war es, daß eine Minute vor Mitternacht alle Gläser gefüllt waren und man den feierlichen Augenblick nicht verpaßte, an dem Jeder Jede küßte. Und dann wurde wieder das Grammophon aufgedreht und das Tanzen ging weiter. Die Augen dieser Leute waren immer nur auf das Morgen gerichtet oder vielmehr auf den nächsten Augenblick, und die Vergangenheit war für sie nicht viel mehr als ein Mülleimer, in den sie den Abfall der bis zum Letzten ausgepreßten Tage warfen. Es war begreiflich, daß sie ungerne zurückblickten... Für Karl Kruskopp aber war Silvester wie ein Bauernbegräbnis in seiner westfälischen Heimat, bei dessen nachfolgendem Leichenschmaus es dann zum Schluß sehr lustig zuzugehen pflegt.

Immer noch währte diese atemlose Stille, die das eintönige Grammophondudeln nur noch tiefer und erregender machte, obwohl sie nur wenige Minuten währte. Er setzte den tiefroten Wein im unberührten Glas in leise schwingende Bewegung und sah mit Befriedigung, wie sich aus den am Glasrand haftenden Ringen Tropfen wie dunkle Perlen lösten und an dünnen Fäden in den matt blinkenden Weinspiegel rollten, wie das bei einem guten und guttemperierten Burgunder sein soll. Er wartete und lauschte. Plötzlich aber wich das leise zufriedene Lächeln aus seinem Gesicht, die Hand hörte auf, das Glas zu schwingen und es ging wie ein Erstarren durch seine Gestalt. Worauf warte ich denn, fragte er sich, was soll mir das neue Jahr bringen, daß ich es empfangen will wie einen wundertätigen Heiland –?

In diesem Augenblick dröhnte ein wuchtiger Glockenschlag in die Stille und sofort war die Nacht schwer von metallenen Klingen von überall her. Peitschende Schüsse gellten in das dunkel wogende Meer, trunkene Schreie, Pfiffe und das Knattern von Feuerwerkskörpern. Karl Kruskopp hielt immer noch das Glas in der Hand und starrte mit erloschenen Augen in das tiefe Rot des Weins, in dem sich das Licht in huschenden Reflexen spiegelte. Ein feines schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, als er endlich das Glas hob. Aber ehe es die Lippen berührte, schreckte ihn das Läuten des Telefons auf. Ärgerlich sah er auf den kleinen Apparat, der ihn mit neuem schrillen Läuten störte und hindern wollte, das neue Jahr mit einem stillen wohligen Schluck zu grüßen. Und hart und abweisend klang seine Stimme, als er seinen Namen nannte.

»Karl –?« klang es weich und fragend.

»Ja, bitte?«

»Ich wollte dir ein sehr schönes neues Jahr wünschen, lieber Karl, und alles Liebe und Gute!«

»Wer ist dort?«

»Kennst du meine Stimme nicht mehr? Und du sagtest einmal, meine Stimme würdest du immer aus tausenden heraushören...«

»Ach so, ein Silvesterschertz!« lachte Kruskopp trocken auf. »Sehr originell, meine Gnädigste, und sehr witzig! Schade, daß Sie gerade meine Nummer herausgesucht haben, denn ich bin zu solchen Scherzen nicht aufgelegt. Vielleicht haben Sie mit der nächsten Nummer, die gleich unter meiner im Fernsprechbuch steht, mehr Glück, denn der Herr ist Schauspieler.« Da niemand antwortete, legte er den Hörer hart auf die Gabel, ließ sich kopfschüttelnd in den Sessel zurücksinken und griff zum Glas:

»Mag sein, daß ich ein humorloser alter Hagestolz geworden bin – für Berliner Begriffe«, murmelte er vor sich

hin. »Na, dann prost, alter Hagestolz, wir bleiben trotzdem die Alten!« Bedächtig ließ er den lauen vollen Wein über die Zunge rollen und kaute jeden kleinen Schluck, ehe er ihn in die Kehle gleiten ließ, kennerisch, um sich an seiner tief verborgenen Süße zu erfreuen. Eine wohlige Wärme gab ihm der Wein, aber keine Freude, keinen frohen Genuß. Er wurde nachdenklich.

– – Und wenn es ein dummer und plumper Silvesterschertz war, sagte er sich, – warum mußte ich dem Mädchen oder der Frau dies harmlose Vergnügen zerstören? Allerdings ist es frivol, einem Menschen den unerwarteten Anruf einer früheren Geliebten vorzuspiegeln, denn es könnte doch sein, daß Einer auf den Scherz hereinfiele, der in dieser Stunde nichts sehnlicher erwartet als solch ein Wunder –! Er griff rasch zum Glas und trank. Wärme – Wärme – – Dann sprang er auf, um das Fenster zu schließen, das er um einen Spalt geöffnet hatte, um die Silvesterglocken zu hören.

Da läutete es wieder. Tückisch blickten die zehn weißen Augen aus der schwarzen Wählscheibe. Warum hingehen und den Hörer abnehmen –? »Hol's der Teufel!« Aber es zog ihn doch hin –:

»Hallo?«

»Karl? Du hast eben eingehängt. Hier ist Katja...«

»Katja... Du bist es, Katja, du... Und ich habe...«

»Hast du nicht mehr gehört, was ich sagte? Ich wollte es auch nicht glauben...«

»Ich nahm an, es wäre ein Silvesterschertz, Katja. Seit wann bist du in Berlin? Wann kann ich dich sehen?«

Tanzmusik klang im Hörer und Geräusche lauter Festlichkeit.

»Entschuldige, ich werde zum Tanz aufgefordert. Vielleicht rufe ich später noch einmal an. Nein, lieber morgen. Leb wohl. Schade, daß du eben... Ja, ich komme! Leb wohl, Karl.« Ein Knacken verriet, daß der Hörer eingehängt worden war.

– – Katja –! Das war vor sechs Jahren gewesen – und auch in einer Silvesternacht, als er geglaubt hatte, das Glück seines Lebens in der »großen Liebe« zu finden. Aber schon damals mit seinen siebenunddreißig Jahren war er ein alter Junggeselle und Hagestolz, den das Wort »heiraten« schreckte. Wer dachte im alten München gleich an Ehe und Kinder, wenn er liebte? Fast zehn Jahre hatte es gedauert, bis sich Karl Kruskopp in die Stadt des Faschings, des tiefblauen Märzhimmels und des Oktoberfestes eingelebt hatte mit seinem schweren Westfalenblut – und gerade darum schien ihm Katjas Widerstand gegen die ungeschriebenen Gesetze leichter Lebensauffassung halstarrig und kleinbürgerlich zu sein. Und er war tief beleidigt, als sie plötzlich verschwunden war und ihm in ihrem Abschiedsbrief gestand, daß sie ihn sehr geliebt habe – aber zu tief geliebt habe, um seine Geliebte zu werden. Die ein halbes Jahr später eintreffende Nachricht von ihrer Verheiratung mit einem Gutsbesitzer im Hannoverschen hatte er kühl beiseite gelegt, nachdem er ihr mit »warmen Worten« Glück gewünscht hatte. Seltsam nur, daß die Münchener Fröhlichkeit ihren Zauber für ihn verlor und ihm bitter schmeckte wie jetzt der Burgunder, den er gierig hinuntergoß... Und erst in Berlin hatte er klar erkannt, was er in Katja verloren hatte, wenn er abends, müde von der Arbeit, in seiner stillen Wohnung saß und die Leere fühlte, die ihm wie ein lähmendes Gift ans Herz kroch. Er riß die Fenster auf und lehnte sich weit hinaus. Überall war Licht und über dem endlosen zackigen Dächermeer blinkten aus diesiger Luft die Sterne wie Lampen hinter beschlagenen Scheiben. In den Straßen war es still geworden. Hier wohnten nicht die Leute, die früher in die Innenstadt strömten, um Zylinderhüte einzuschlagen. Vor ein paar Jahren hatten sie die großen Lokale im Westen gefüllt, aber jetzt feierten sie zu Hause – der Kinder wegen. Darum waren so viele Fenster hell.

Eine neue Fröhlichkeit wollte Karl Kruskopp erfüllen, wenn er an Katja dachte. Hatte er diesen Anruf in der Nacht nicht immer erwartet? Aber kaum, daß er sich diese Frage gestellt hatte, wußte er auch die bittere Antwort: nein, er hatte ihn nicht erwartet. Sonst hätte er sofort ihre Stimme erkannt – beim ersten Anruf – und ihn nicht für einen Silvesterschertz gehalten. Es war unnütz und töricht, sich Illusionen hinzugeben.

Als er am übernächsten Tag einen Brief Katjas erhielt, wußte er, daß er den Schlußstrich bedeutete. Sie schrieb ihm, daß ihre erste Ehe nur zwei Jahre gedauert habe, ihr Mann war im Flugzeug abgestürzt. Seit Monaten hatte sie mit sich um den Entschluß, um ihres Kindes willen eine neue Ehe einzugehen, gekämpft – und in der Silvesternacht hatte sie den Mut gefunden, den alten Jugendgeliebten anzurufen, den sie nie vergessen hatte. Aber die kalte, verbittert-lebensfremde Stimme, die selbst einen Silvesterschertz so überlegen-ironisch abfertigen konnte – Karl Kruskopp legte den Brief still beiseite – wie das erste Mal. Er holte Katjas Bild hervor, das immer noch in der Schreibtischschublade lag, und zerriß es in kleine Fetzen. Wer nichts erwartet, dem wird auch nichts gegeben. Und wie kann einer auf Erfüllung hoffen, wenn nicht alles in ihm Wunsch und Wille ist?

Er holte die zweite Flasche Burgunder, die eigentlich für die einsame Silvesterfeier bestimmt war, hervor, und als er sie ausgetrunken hatte, knickte er mit entschlossener Bewegung den dünnen Fuß des Glases ab –: in der nächsten Silvesternacht wollte er nicht mehr allein sein.

Der rettende Ruwerwein

Ganz unvorhergesehen war ich nach sehr langer Zeit wieder einmal nach München verschlagen worden, aber da ich noch am gleichen Abend wieder abfahren mußte und es ungewiß war, ob mir noch einige Stunden freie Zeit blieben, hatte ich nicht versucht, alte Freunde zu benachrichtigen. Darum ging ich, als mit dem Mittagessen auch die geschäftlichen Besprechungen beendet waren, langsam, behaglichen Schrittes zum Hofgarten-Café, wo man im Sommer am ehesten Bekannte traf.

Die Ludwigstraße lag in breitem, hellem Mittagslicht und war genau so menschenleer, wie sie vor fast dreißig Jahren gewesen war –: damals, als ich den Lockungen des Künstlerparadieses »Klein-Paris« erlegen war und damit der Tradition einer alten Juristenfamilie ein jähes Ende gesetzt hatte. Auch die Ludwigstraße wirkte zu Anfang des Jahrhunderts als trauriges Sinnbild einer jäh abgebrochenen Epoche der Macht- und Prachtentfaltung, denn es erschien sinnlos, daß die engen Gassen der winkligen Altstadt an der Feldherrnhalle plötzlich in diese monumentale Ausfallstraße mündeten, da sie nur ins Leere führte! Dort im Norden lag doch nur unser altes Schwabing, der Münchner Montmartre ohne Berg, das eine solch pompöse Verbindung zum Stadtmittelpunkt kaum rechtfertigte, wenn es auch die Seele des alten Münchens war. Wie oft waren wir nach weltverlorenen Atelierabenden, die auch im Sommer manchmal bis zum Morgen grauen dauerten, in der Mittagsglut gleich aus dem Bett durch diese schattenlose verödete Straße ins Hofgarten-Café geschlichen – zweifellos eines der schönsten Garten-Cafés der Welt, in dem es damals ebenso zweifellos den schlechtesten Kaffee der Welt gab. Aber dafür traf man dort alle die Leute, die entweder mit dabei gewesen waren oder denen man davon erzählen konnte, – man sah

die Frauen, die man zu gewinnen suchte, indem man sie malte oder andichtete, oder die man verfluchte, weil sie einen verraten hatten, – und man konnte die um fünf Uhr früh unterbrochenen Kunstgespräche fortsetzen, für die man beim Rasieren neue schlagende Argumente gesammelt hatte. Es war wunderschön im Münchener Hofgarten, so schön, daß der Wirt die Gäste seelenruhig über den schlechten Kaffee schimpfen lassen konnte, denn sie kamen doch wieder und tranken zwei oder drei Tassen von dem »scheußlichen Zeug«. Nach dem Krieg war der Kaffee besser geworden, aber das Leben nicht schöner. Und darum war ich gespannt, wie jetzt der Kaffee schmecken würde. Wenigstens redete ich mir das ein, denn in Wahrheit fieberte ich in Wunsch und Erwartung, einen alten Freund zu treffen, so unwahrscheinlich das auch war. Und dann geschah es, als ob es ganz selbstverständlich gewesen wäre, daß ich dort Andreas Dübeling, den alten Querkopf, traf, den ich nahezu zwanzig Jahre lang nicht mehr gesehen hatte, und eine Viertelstunde später waren die zwanzig Jahre ausgelöscht und jeder unserer Sätze begann mit: »Weißt du noch –?« »War das nicht –?« und »Denkst du noch dran –?«

Als wir sechs Stunden später in einer kleinen Weinstube bei einer Flasche Mosel saßen, schrakten wir beide plötzlich gleichzeitig auf und sahen uns dann mit einem verlegenen Lächeln an, denn jetzt wurde es uns bewußt, daß wir fünf oder zehn Minuten lang einander schweigend gegenübergesessen hatten, ohne es zu bemerken: wir waren im wahrsten Sinne des Wortes »erschöpft«. Aus dem verlegenen wurde ein resigniert-melancholisches Lächeln, denn eigentlich ist es doch bitter, zu erkennen, daß der sich so wild gebärdende Most einer fast zehnjährigen gemeinsamen »Sturm- und Drangzeit«, mit dem man die Keller der Welt zu füllen gehofft hatte, schließlich nur ein paar Erinnerungsflaschen für wenige Stunden abgab... Und wie wir früher nach einer berauschten

Nacht am Morgen oft alle Taschen durchwühlt hatten in der Hoffnung, noch einen Taler zu finden, so kramten wir beide nun, jeder sichtlich bemüht, es vor dem anderen zu verbergen, in den verschwenderisch ausgeplünderten Erinnerungskisten herum, um für die Stunde, die bis zur Abfahrt meines Zuges noch blieb, eine vergessene Kostbarkeit zu entdecken.

Andreas Dübeling hatte sich zu diesem Zweck die Weinkarte vorgenommen, atmete erleichtert auf, winkte den Kellner zu sich und bestellte, indem er den Wein nur mit dem Finger auf der Karte bezeichnete. »Soll mich wundern«, meinte er mit einem geheimnisvoll-humorigen Lächeln, das ich an ihm nicht kannte, »ob dieser Wein Erinnerungen in dir weckt –? Damals war es freilich ein noch junger 1911er und jetzt ist es ein eigentlich schon viel zu alter 21er, aber sie haben hier noch ein paar Flaschen 21er Ruwer, der nicht firm ist und noch alle Süße dieses himmlischen Sonnenjahres in sich hat.« Mit dem Lächeln, das nicht mehr von seinem Gesicht wich, zeigte er mir das Etikett, als der Kellner den Wein mit einer feierlichen Bewegung auf den Tisch stellte. Am bewölkten Horizont meiner Erinnerung wetterleuchtete es, aber das Licht war nicht hell genug, um das erkennen zu lassen, was ich suchte. Tief hängte ich die Nase in den Wein, aber die Blume der Jugend war erloschen. Dann aber, als Zunge und Gaumen den Geist des köstlichen Weins erfaßt und aufgesogen hatten, zuckte der ersehnte Blitz, der alles jugendhell beleuchtete! Und ich nickte nur und sagte: »Das war an deinem fünfundzwanzigsten Geburtstag – weißt du noch? – und du wolltest uns etwas sagen um Mitternacht – mir, und Max Faltich und Hugo von Kneitz – und als es Mitternacht war, dachten wir alle nicht mehr daran, daß du uns etwas sagen wolltest und später wolltest du uns nicht mehr sagen, was du uns sagen wolltest –: weißt du noch? Das ist mehr als zwanzig Jahre her. Willst du mir heute sagen, was du uns

sagen wolltest?« »Ja«, nickte Andreas, »aber erst beim letzten Glas.«

– – Es war gegen alle Gewohnheit gewesen, daß Andreas Dübeling damals nur uns drei, den allerintimsten Kreis, zu seinem Geburtstag eingeladen hatte, denn sonst pflegte er diesen Tag mit einer unerschöpflichen Bowle zu feiern, und vor allem mit Frauen. Aber da war eine kleine Russin gewesen, ein richtiges tolles Teufelsweibchen, wie es nur in der damaligen »Bohème« möglich war, und die war ein paar Wochen vorher spurlos verschwunden. Solange sie unter uns weilte, blieb es verborgen, wer – oder ob überhaupt einer – sich ihrer Gunst rühmen konnte. Aber als sich nach ihrem Verschwinden immer hartnäckiger das Gerücht behauptete, sie sei mit einem reichen alten Kunsthändler nach Paris entflohen, um sich dort mit ihm trauen zu lassen, lockerten sich allmählich die Zungen vieler, die um sie trauerten, bis schließlich jeder, der in der Bohème etwas gelten wollte, Andeutungen fallen ließ, die in ihrer Gesamtheit ein erschreckendes Bild weiblicher Hemmungslosigkeit ergeben hätten, – wenn sie alle wahr gewesen wären. Nur Andreas Dübeling sprach nie ein Wort von ihr, trank aber viel in jener Zeit und verließ immer unter irgendeinem Vorwand den Tisch, wenn ihr Name genannt wurde. Das fiel jedoch allgemein nicht auf, weil er als launisch, unberechenbar und leicht gekränkt galt. Nur wir drei – Max Faltich, der Maler, der sie in einem sehr leichten Faschingskostüm gemalt hatte, Hugo von Kneitz, der Zyniker, und ich – ahnten, daß Andreas der einzige war, dem das Teufelsweibchen einen ernsthaften inneren Stoß versetzt hatte. Und da wir uns auch, jeder in seiner Weise, recht lebhaft um sie bemüht hatten, sahen wir dem Geburtstagsfest zu viert mit gemischten Gefühlen entgegen. Zumal es nicht wie sonst in Dübelings gemütlicher Jungesellenwohnung stattfinden sollte, sondern im Nebenzimmer einer kleinen, aber sehr

vornehmen Weinstube. Und plötzlich wußte ich, daß es dieselbe Weinstube war, in der ich jetzt mit dem alten Jugendfreund diesen zauberhaften Wein trank, der über fünfzehn Jahre die im Sommer 1921 aufgesogene Sonne in sich bewahrt und zu einer milden berausenden Süße verarbeitet hatte... Ich blickte mich um: kein Zweifel, die Nische, in der wir saßen, war beim Umbau aus jenem Nebenzimmer von damals entstanden. Darum also war Andreas so zielsicher auf diesen Tisch zugesteuert, der eigentlich für zwei Leute, die Jugenderinnerungen austauschen wollten, zu groß war! »Prost!« sagte Andreas und hob sein Glas mit diesem rätselhaften Lächeln, das mir an ihm fremd war. »Erinnerst du dich übrigens noch an die kleine Stasja, die damals unseren Kreis unsicher machte?« Und als ich beklommen nickte: »Trinken wir diesen Schluck auf ihr Wohl!«

Wir tranken. Aber wenn ich ehrlich sein soll, muß ich bekennen, daß mir dieser Schluck nicht recht mundete. Genau so war es an jenem Geburtstagsabend gewesen: trotz der erlesensten Weine, die Andreas auffahren ließ, war zuerst keine warme Stimmung aufgekommen. Und das lag nicht allein daran, daß wir damals diese Spitzenweine noch nicht kennerisch zu würdigen wußten, weil unser Beutel uns solche Genüsse nicht gestattete. Dübelings Vater aber besaß ein Weingut an der Mosel, und die Mutter schickte ihrem Sohn allmonatlich eine Kiste besonders guter Kreszenzen – »zur Kräftigung seiner Gesundheit«, wie sie dazu schrieb, und mit der flehentlichen Mahnung, sie nicht in einem unwürdigen Zechgelage zu vergeuden. Wie überhaupt nicht geleugnet werden kann, daß Dübeling zu der Zeit, als wir ihn kennenlernten, ein verwöhntes Muttersöhnchen war und ein arger Querkopf. Er gehörte zu der Art von Melancholikern, die urplötzlich wie ein isländischer Geysir einen Sprudel ausgelassenster Lebensfreude hochwerfen kön-

nen, um im nächsten Augenblick wieder in Schwermut zu versinken.

»Vor zwei Jahren habe ich Stasja wiedergesehen«, klang es weltverloren. »Als Wirtin eines kleinen Emigranten-Kabarets am Montmartre. Sie ist sehr dick geworden, was sie aber nicht hindert, selbst aufzutreten und russische Lieder zu singen. Manchmal auch deutsche, wenn die politische Atmosphäre nicht allzu geladen ist. Ich habe lange mit ihr gesprochen – und das war sehr gut. Und noch besser war es, daß wir damals an meinem Geburtstag so gute Weine getrunken haben – und nur Weine der guten Mutter Mosel und ihrer lieblichen Töchter Saar und Ruwer, die Freude und Leben sprühen...« Er schenkte die Gläser voll, hob die Flasche gegen das Licht und verteilte den Rest. »...denn damals...« Er setzte sein Glas in leichte schwingende Bewegung, ließ den Wein atmen, sog die hauchdünne, kaum noch spürbare Blume in sich und hob das Glas zum Gruß: »Trinken wir auf unsere Jugend und unsere alte Freundschaft!« Jetzt klangen die Gläser zart und hell aneinander und dieser Schluck glitt sanft über Zunge und Gaumen in die Kehle und ließ Herz und Hirn willig aufblühen in tiefster Hingabe an die unendliche volle Süße und innige Würze. »Ich weiß«, nickte ich dann, »du hast geglaubt, auch wir hätten dich mit Stasja betrogen! Und du wolltest...« Dübeling schüttelte den Kopf. »Nein, nicht euch. Nur mich. Aber in eurer Gegenwart, wenn die Uhr Mitternacht schlug. Ich hatte mir Gift besorgt – Zyankali. Damit ist es im Bruchteil einer Sekunde geschehen und keine Hilfe mehr möglich. Und dann...« Ein hilfloses, zugleich Mitleid erregendes und zum Lachen reizendes Lächeln umspielte seinen Mund. »Ich wollte mir doch etwas Mut antrinken zur ›großen Szene‹ – und dann wurde es doch so nett und gemütlich und fidel – weißt du noch? Offen gestanden: ich habe es einfach vergessen! Und als ich gegen Morgen daran dachte, war

es zu spät, denn – weißt du noch? – da saßen wir vier in meiner Wohnung und sangen... Und auch die wohl vorbereitete Rede an die ungetreuen Freunde hatte ich völlig vergessen.«

»Prost!« lachte ich. »Das letzte Glas auf die Lebensretter von Mosel, Saar und Ruwer!«

»Ober!« rief Andreas, »noch eine Flasche von dem da. Es wäre Undankbarkeit gegen das Schicksal, wenn wir es bei dem einen letzten Glas bewenden ließen.«

Der tote Kater

Zwölf Jahre lang hatte ein schwarzer Kater der Witwe Wilke ihren ebenfalls vor zwölf Jahren verstorbenen Lebensgefährten ersetzt, und sie hatte mit ihm viel weniger Mühe und Sorgen gehabt, zumal sie vorsorglich an ihm jenen chirurgischen Eingriff hatte vornehmen lassen, der ihn eigentlich des Rechtes beraubte, sich weiterhin Kater zu nennen. So streunte er nicht nächtelang herum, wie dies ihr Seliger zu tun beliebt hatte, und stand auch sonst als Zimmergenosse in gutem Geruch. Man kann sich also den Schmerz der Witwe Wilke vorstellen, als sie ihren ›Kati‹ tot auf dem Sofa fand. Sie ließ den langen Spankorb, in dem sich zehn Pfund Johannisbeeren zum Einmachen befanden, fallen und weinte bitterlich. Aber auch als sie sich wieder gefaßt hatte, lehnte sie die Zumutung, den geliebten Leichnam den üblichen Weg toter Tiere gehen zu lassen und ihn sachkundiger Verwertung zuzuführen, entrüstet ab, denn sie wollte sich nicht der Möglichkeit aussetzen, später beim Anlecken einer Briefmarke mit ihm in eine sozusagen transzendente Berührung zu kommen. Für so zart besaitete Tierliebhaberinnen gibt es in Berlin einen Hunde- und Katzenfriedhof, auf dem man sich ein richtiges Grab für seinen toten Liebling erwerben kann. Obwohl die Witwe Wilke sonst nicht verschwenderisch war, scheute sie die Kosten nicht, und sargte ihren ›Kati‹ sogar in den Spankorb ein, ungeachtet sie dafür in der Obsthändlerhandlung ein Pfand von RM. 1.50 hinterlegt hatte. Dann bedeckte sie ihn mit Tannenzweigen und einigen Stiefmütterchen aus dem Blumenkasten am Balkon, deckte dickes Packpapier darüber und verschnürte den Korb sauberlich.

Als sie an die Haltestelle der Straßenbahn kam, war diese wie üblich eben abgefahren, und die nächste war überfüllt. Fast eine Stunde lang mußte die Arme im dichten

Gedränge stehen, bis der Wagen sich zu leeren begann und sie schließlich als eine der letzten ausstieg. Es war ein drückend heißer Tag – kein Wunder, daß ihr manchmal die Augen zugefallen waren. Nun griff sie nach ihrem Sargkorb, den sie hinter sich gestellt hatte, und schritt wehmütig dem Tierfriedhof zu. Ein alter freundlicher Wärter führte sie zu der kleinen Grube und löste die Verschnürung des Korbes. Die Witwe Wilke wollte dagegen Einspruch erheben, aber der Wärter belehrte sie, daß es seine Pflicht sei, das Behältnis zu öffnen, um sich zu überzeugen, ob es nicht etwa die Leiche eines unerwünscht zur Welt gekommenen Menschleins wäre. Und dann starrten vier Augen in maßlosem Erstaunen in den Korb – die Witwe Wilke schrie auf und war einer Ohnmacht nahe –: statt des toten Katers lag eine Tüte mit herrlich duftendem Kaffee im Korb, sicherlich an zwei Pfund, und daneben eine ebenso schwere Speckseite! Da auch in einem viel mißtrauerischeren Menschen wie diesem freundlichen alten Wärter kaum der Verdacht aufkommen konnte, die Witwe Wilke sei willens gewesen, hier Kaffee und Speck verscharren zu lassen, blieb nur die naheliegende Erklärung, daß sie den Korb in der dichtbesetzten Straßenbahn mit einem anderen vertauscht hatte. Nun muß gesagt werden, daß die Witwe Wilke nächst ihrem verstorbenen ›Kati‹ nichts so liebte wie einen kräftigen Bohnenkaffee und Bratkartoffeln in Speck. Außerdem würde sich der jetzige Besitzer des toten Katers auch auf eine Zeitungsanzeige hin nicht zu melden wagen, da er diesen in Kriegszeiten hochbegehrten Warenbestand sicherlich nicht einwandfrei erworben hatte. Schmerzbewegt entfernte sich die Witwe Wilke – und schmerzbewegt schaute der freundliche Wärter ihr nach, denn er hatte gehofft, daß sie ihm einen Teil des Schatzes abgeben würde...

Um dieselbe Zeit schritt ein etwas wohlbeleibter Herr von etwa fünfzig Jahren einem hübschen kleinen Land-

haus in Lichterfelde zu. Trotz seines rötlich angehauchten Gesichtes sah er angegriffen und übernünftig aus, wie er überhaupt einen etwas verlegenen und verängstigten Eindruck machte. Das erscheint begreiflich, wenn man erfährt, daß Herr Klingebiel diese Nacht nicht zu Hause bei seiner Gattin verbracht hatte – angeblich, weil er die letzte Bahn infolge wichtiger geschäftlicher Besprechungen verpaßt hatte. Vor seinem Hause stockte er einen Augenblick, dann aber warf er einen triumphierenden Blick auf den länglichen Spankorb in seiner Hand und ging, ein sicheres, unschuldiges Lächeln aufsetzend, ins Haus. »Riech mal daran!« sagte er geheimnisvoll zu seiner Frau, die ihn mit mißtrauisch-forschenden Blicken empfing. Das tat sie, aber das von Herrn Klingebiel erwartete selige Lächeln blieb aus. Kurz darauf sammelten sich neugierig aufhorchende Leute vor dem friedlichen Landhaus, denn man hörte Laute höchster Erregung aus unverkennbar weiblichem Munde. Und dann flog in hohem Bogen ein schwarzer Gegenstand aus dem Fenster, der sich als ein toter Kater entpuppte. Wie gut, daß die Witwe Wilke dies Schauspiel nicht erleben mußte – – –

Florian und Flora

Solange Florian lebte, habe ich immer behauptet, er sei der schönste Hund der Welt. Wahr ist, daß der Bruder seines Vaters um ein Haar Weltmeister geworden wäre und als Träger unzähliger erster Preise und Meistertitel als Deckrüde so stürmisch gefragt war, daß er seinen Besitzer ernährte, obwohl der ihn wiederum fast ausschließlich mit rohen Filetbeefsteaks und Eiern fütterte, damit er seinen Pflichten nachkommen konnte. Das arme Tier starb im besten Dackelalter an vollkommener Entkräftung. Das war freilich vor 1914.

Florian war das Gegenstück seiner Mutter, die sehr klein und zierlich war. Denn er war länger, als der rassigste Dackel sein soll, rauhaariger als irgendeiner, und dabei derb-breitbrüstig wie ein Panje-Hengst. Daß er einen edel geformten langen und spitz zulaufenden Kopf hatte, sah man nur, wenn er aus dem Bad kam, dann allerdings sah er aus wie ein überzüchteter Seehund. Im gewöhnlichen Leben verhüllte ein riesiger Schnauzbart, an den sich je nach Jahreszeit Schnee, welke Blätter oder allerlei Unrat hefteten, dies Rassemerkmal der spitzen Schnauze, und über die Augen hingen ihm so dichte Wellen von Simpelfransen, daß man nicht begriff, wie er überhaupt noch sehen konnte. Beschnitt man sie ihm jedoch, war sein Weltbild anscheinend stark gestört.

Nun habe ich achtzehn Jahre Zeit gehabt, darüber nachzudenken, ob ich meine Ansicht, daß er der schönste Hund der Welt gewesen sei, aufrecht erhalten könne oder nicht. Offen gestanden, ich kann es nicht. Womöglich war er nicht einmal der klügste Hund der Welt, obwohl es mir schon schwerer fällt, dies zuzugeben oder anzuzweifeln. Unbedingt aber war er eine der stärksten Hundepersönlichkeiten, die zu kennen ich die Ehre hatte. Ein Beispiel mag das beweisen. Als nach dem Welt-

krieg der grausige Spuk der Inflation begann, kaufte ich mir in einer oberbayerischen Einöde ein ziemlich verfallenes Bauernhaus, zu dem noch etwa drei Tagwerk Land gehörten, und errichtete darauf eine Hühnerfarm. Sehr zu Florians Freude, denn er fühlte sich vom ersten Tag an als unbeschränkter Herr des Besitzes, den er täglich frühmorgens und beim Abendwerden in rasendem Lauf umbellte, um Neugierige zu warnen. Den als Wachhund angeschafften Schäferhund verachtete er unsäglich, weil der in der Hütte vor dem Haus übernachten mußte.

Aber nun muß von seinem Liebesleben die Rede sein, soweit man bei einem Philosophen, wie Florian es war, von Liebesleben sprechen kann. Da hatte ein kleiner Häusler in der Umgebung eine Spanielhündin, ein armes, verprügeltes Tier, das oft zu uns durchbrannte, um einen Happen zu erwischen und eine liebevolle Hand zu spüren. Flora hieß sie. Ganz rasserein war sie nicht, aber die Folgen der Sünden ihrer Mutter waren kaum erkennbar. Nun hatte es Florian gnädigst geduldet, daß meine Frau einen mehr als rassereinen und deshalb stark hysterischen Spaniel mit in die Ehe gebracht hatte. Als echter Dackelmann nahm er diesen Ästheten nicht für voll, der sich nach dem wöchentlichen Bad nicht sofort auf dem Misthaufen wälzte, um sich neu zu parfümieren, noch tote Mäuse still ins Maul geklemmt mit nach Hause brachte, oder mit Schlächterhundgebrüll gegen einen zottigen Bernhardiner vorging. Florian kannte keine Angst –: nur wenn er einen klapperdünnen Rehpinscher mit einer rosa Schleife am Halsband sah, kniff er aus.

Merken Sie es auch schon? Man wird alt und verliert sich in Erinnerungen. Also zurück zu Flora. Man soll nicht zuviel sagen, aber ich möchte glauben, daß sie Florians erstes Liebeserlebnis war. Anderthalb Jahre zuvor hatte man sie zuchtgemäß meinem Spaniel beigelegt und das Ergebnis war großartig. Ein Sohn, den ich als »Deckhonorar« erhielt, war des verstorbenen herrlichen Schau-

spielers Albert Steinrück Freude, bis ihm die Räder eines Berliner Autos diese Freude zermalmt. Als es das nächstemal so weit war, war ein Bauernackel meinem Spaniel zuvorgekommen und hatte seltsam behaarte Geschöpfe erzeugt. Darum wurde Flora diesmal, sorgsam an einem um den Hals geschlungenen Bindfaden geführt, zu uns gebracht. Mit der Bitte, sie unserem hysterisch-reinrassigen Spaniel zuzugesellen. Die Tochter des Häuslers brachte sie. Ich war gern bereit, meinen Spaniel zur Verfügung zu stellen, hatte aber Bedenken. Denn drei Tage vorher war Flora selbständig auf meinem Hof erschienen und war dann verschwunden. Florian aber war sehr hochbeinig und mit stolz erhobener Rute ins Haus gekommen. Darum lehnte ich jede Verantwortung ab. Ich stellte den Zwinger, den ich für meine Wolfshündin erbaut hatte, zur Verfügung. Der Spaniel gebärdete sich wie toll, aber Flora biß ihn weg. Das sagte einem alten Hundezüchter genug. Dann aber kam Florian. Langsam, mit dem sicheren Schritt des Wüstring, näherte er sich dem Gitter des Zwingers. Beobachtete ohne Erregung die vergeblichen Bemühungen des Ästheten und wendete sich mir zu, der ich gespannt an der Haustür wartete. Er sah mich an und grinste. Daß er lachen konnte, wußte ich. Aber nun grinste er höhnisch-triumphierend. Als wollte er sagen: »Längst geschehen. Da ist alle Mühe vergeblich.« Und ich sagte der Tochter des Häuslers: »Nehmen Sie Flora ruhig wieder mit. Florian hat gelächelt. Es ist leider zu spät.«

Florian und ich haben recht behalten. Flora bekam sehr schöne Kinder. Es fanden sich Abnehmer, weil sie so schön waren. Aber in Zuchtbüchern werden sie nicht geführt, obwohl sie sehr lang, sehr rauhhaarig und spitzschnauzig waren. Wenn sie nicht langgefrante Schlappohren gehabt hätten, wäre nie ein Mensch auf den Gedanken gekommen, daß ihre Mutter eine Spanielhündin war...

»Auch Einer« ist schuld

Das alte München zu Anfang dieses Jahrhunderts war das Paradies der jungen Künstler und ihres Anhangs. Die große Masse der Münchener Bürger hatte freilich für Kunst weder Verständnis noch irgend ein lebendiges Interesse, aber man war doch unsagbar stolz darauf, daß München als »Kunststadt« in der Welt berühmt war, zumal dies auch den gern gesehenen »Fremdenverkehr« zur angenehmen Folge hatte. Und so nahm man die oft grotesk-seltsamen Erscheinungen der Kunstmaler, Dichter, Bildhauer und sonstigen Insassen des »Kaffees Größenwahn« mit einem mitleidig-überlegenen Lächeln als notwendiges Übel hin, weil eine Kunststadt ohne Künstler leider nicht denkbar ist. Als Einzelpersönlichkeiten waren freilich insbesondere die Kunstmaler im Haus wenig angesehen, weil sie oft die Miete schuldig blieben, wenig einwandfreie Frauenspersonen in ihr Atelier kommen ließen und mitunter nachts recht laut waren. Denn die Malerei ist eine sinnliche Kunst und der Ausdruck der Sinnenfreude heißt Atelierfest.

Mein Freund, der Maler U. [Max Unold], bewohnte damals ein kleines Atelier im Nordwesten der Stadt, dessen Fenster auf einen mit einer hohen Mauer umgebenen Friedhof sah. Die Straße war schmal, aber trotzdem auf beiden Seiten mit Bäumen geschmückt, über die man vom vierten Stock aus weit hinweg sah auf steinerne Kreuze und Grabsteine mit allegorischen Figuren, die mit Palmenzweig oder zu Boden gekehrter Fackel Ruhm oder Tod andeuteten. Im Treppenhaus roch es immer nach Kohl und kleinen Kindern, so daß man, ins Atelier eintretend, den Duft von Farbe, Fixativ und Terpentin wie frische Höhenluft einatmete. Denn das hohe Atelierfenster besaß nur eine winzige Luke, die zur Lüftung geöffnet werden konnte. All diese Einzelheiten sind nötig

zum Verständnis dieser Geschichte –: wäre z. B. das Atelierfenster weit zu öffnen gewesen, so hätte sich kaum begeben können, was sich begab.

Aber nun kurz und knapp zu den Tatsachen! Mein Freund U., ein anderer Maler und ich verspürten im »Kaffee Größenwahn« um Mitternacht das dringende Bedürfnis, in kleinem Kreise ein Fest zu feiern, zumal sich in unserer Gesellschaft zwei junge hübsche Malerinnen befanden. Es war Anfang März und der Frühling machte sich schon bemerkbar, wenn es auch noch recht kalt war. Wir kratzten unser Geld zusammen – und es langte noch zu zwei Litern Chianti, die wir auf dem Wege in der »Osteria Bavaria« erstanden. Und dann begann das »Atelierfest«. Die beiden Damen bekamen die beiden einzigen vorhandenen Weingläser, der Maler-Gast ein fußloses »Stamperl«, während U. und ich bescheiden mit Wassergläsern fürlieb nahmen, die indes den Vorteil hatten, daß sie – auch nur zu ein Drittel voll – mehr faßten als ein normales Weinglas. Als die erste Flasche leer war, betrachtete sie U. mit beinahe verliebten Augen und stellte sie zärtlich beiseite. Sollte es so schlecht um ihn stehen, daß ihm die zwanzig Pfennig Pfand für die beiden Flaschen etwas bedeuten konnten?

Das Atelierfest war in vollem Gange! U. hatte drei Kerzen angezündet und das Deckenlicht ausgedreht, und wir sprachen feindlich oder freundlich gesinnt, über van Gogh, Nietzsche, Kant, Beethoven und Wagner. Der aus Siebenbürgen stammende Maler-Gast sang heimatliche und ungarische Volkslieder oder piffte sie virtuos zwischen den Zähnen. Die Damen der »bohème« von damals sprachen zwar auch gern über Kleider und Mode, aber an solchen Abenden konnten sie auch still lauschen oder klug mitreden. Da brachte U. plötzlich die Rede auf des alten Friedrich Theodor Vischers skurril-einzigartigen Roman »Auch Einer« und mußte uns unbedingt das Kapitel vorlesen, in dem der über die »Tücke des Ob-

jekts« tief erzürnte Dichter hoch auf dem Gotthardpaß-Hotel das fürchterliche Scherbengericht hält, indem er die ihn bedrängenden Tassen, Teller, Schüsseln und Kannen zum Sturz in die Tiefe verurteilt und in Vollstreckung dieses Urteils aus dem Fenster feuert. Und nun beichtete uns U. sein neues und vom geldlichen Standpunkt kaum vertretbares Laster -: er sammelte leere Weinflaschen und ließ sie – statt das gegebene Pfand einzulösen – in genau abgezieltem Schwung auf die gegenüberliegende Kirchhofmauer sausen, wo sie dann in tausend Scherben zerschellten. Das war die Wollust seiner einsamen Nächte. Und schon schritt er in den Hintergrund des Ateliers, holte hinter dem Vorhang eine leere Flasche hervor, öffnete feierlich die kleine Luke und bat uns, die Wirkung seines Wurfs zu beobachten. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß die Straße menschenleer war – die Uhr hatte längst drei geschlagen –, flog die Flasche, sich wirbelnd um sich selbst drehend, genial geschleudert über die Bäume auf die Friedhofsmauer und zerplatzte. Der von uns einmütig gespendete Beifall feuerte ihn an, eine zweite und dritte Flasche folgen zu lassen, und er traf haargenau den First der mit Dachziegeln gedeckten Mauer. Der Erfolg war groß, und die Damen waren so begeistert, daß ich kühn behauptete, ich könne das auch. Das stimmte U. traurig, denn er wußte, wie viele Nächte er geübt hatte, um es zu dieser Vollendung zu bringen. Aber er wußte auch, daß ich ein westfälischer Dickschädel war, der sich von dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, nicht abbringen ließ, und bewilligte mir einen Wurf. Freundschaftlich machte er mich darauf aufmerksam, daß das Fenster nur sechzig Zentimeter hoch war: man mußte den Arm mit der Flasche weit hinausstrecken und sie dann aus dem Handgelenk in Schwung versetzen. Da ich damals ein guter Fechter war, schien mir das spielend leicht. Ich zielte haarscharf, aber beim Abwurf streifte die Flasche ganz

leicht den oberen Rahmen der Luke, wirbelte links seitwärts in einen der noch winterkahlen Straßenbäume und zersprang dort in grobe Scherben. Im gleichen Augenblick hörten wir eine menschliche Stimme, die wütend laut ein »Kreizhimmitürkensakrament!« hervorbrachte. Worauf U. geistesgegenwärtig die Fensterluke schloß und den Vorhang vorzog. Dann blies er die Kerzen bis auf eine aus, deren Licht er klug verdeckte, und spähte heimlich hinaus. Sein Bericht war wenig ermutigend: unten stand ein Mann, der hinter einem Baumstamm Deckung genommen hatte, und spähte hinauf. Sicherlich war er nicht verletzt, aber voll Wut über den Unfug! Er wollte den Täter erwischen und anzeigen.

Beim Licht einer einzigen Kerze braute U. uns einen Kaffee –: wir hatten ja Zeit. Aber es wollten keine anregenden Gespräche mehr aufkommen. Denn als U. nach einer halben Stunde noch einmal vorsichtig hinunterlugte, stand der Mann immer noch hinter dem Baum! Trotzdem es draußen bitterkalt war. Durch den Kaffee erfrischt, beschlossen wir, auf Schlaf zu verzichten und mit dem ersten Zug um sechs Uhr nach Dachau zu fahren. Wir hatten noch knapp eine Stunde Zeit, wenn wir den Zug erreichen wollten. Aber unser Belagerer da unten hinter dem Baum wich nicht. U. konnte beobachten, wie er sich hin und wieder die vor Kälte erstarrten Beine vertrat. Und je länger er wartete, umso gefährlicher wurde er in seiner aufgespeicherten Wut...

Die Stunde verstrich, es begann zu dämmern, und unser Feind ging nun vor dem Haus auf und ab, wie ein Wachtposten. Da beschlossen wir einen Ausfall zu wagen. Der Maler-Gast sollte mit den beiden Damen vorgehen und behaupten, er wohne im ersten Stock. Und dann wollten U. und ich uns offen zur Schlacht stellen. Wie ein Habicht schoß der Mann in wütendem Triumph auf die Drei zu und stellte sie zur Rede. Da schritt U. mit würdig-ernstem Gesicht auf ihn zu und

bat ihn, keine Unschuldigen zu belästigen, denn er sei der Inhaber des Ateliers, von dem aus die Flasche hinabgeworfen worden sei, worauf die Drei enteilten. Nun muß gesagt sein, daß U. ein Redner war, der als Kanzelprediger sicherlich zu höchstem Ruhm gelangt wäre. Ehe der Mann den Mund auftun konnte, fragte er ihn in fast vorwurfsvollem Tone, ob er Friedrich Theodor Vischers berühmten Roman »Auch Einer« kenne? Und als der Mann verblüfft den Kopf schüttelte, begann er, ihm den Inhalt des Romans weitausholend zu schildern. Beschwörend hob er die Hand, wenn der Mann ihn unterbrechen wollte: »Einen Augenblick noch – und Sie werden alles verstehen!« Das Gericht über die tückischen Objekte und die Vollstreckung des Urteils schilderte er mit so glühend-anschaulichen Worten, daß der Mann wahrscheinlich zu glauben begann, er habe einen Irrsinnigen vor sich –: und Irrsinnigen darf man bekanntlich nicht widersprechen. Seine Wut war verraucht und er machte zuletzt einen ziemlich geschwächten Eindruck. »Diese herrliche Stelle hatten wir gerade gelesen«, schloß U. seine Rede, »als ein unglücklicher Zufall Sie in diese nächtlich-stille Straße führte. Sie werden verstehen, daß wir in unserer namenlosen Begeisterung nicht umhin konnten, ein Gleiches zu tun und das Urteil an einer uns ständig im Wege stehenden Flasche zu vollstrecken!« Damit reichte er ihm mit pathetischer Bewegung seine Hand, die der Unglückliche zaghaft nahm, und schüttelte sie bieder und kräftig. »Und wenn Sie wieder einmal des Weges kommen, besuchen Sie mich, damit ich Ihnen die Stelle vorlesen und Ihnen die Zeichnungen zeigen kann, die ich zu dieser Szene entworfen habe.« Der Mann, dessen Gesicht einen kindlich-hilflosen Ausdruck zeigte, versprach es und wir trennten uns als gute Freunde. Dann schritten U. und ich rasch davon und sahen ihn, von der nächsten schützenden Straßenecke hervorlugend, langsam und kopfschüttelnd davongehen. Trotz-

dem er nicht wiederkam, bin ich überzeugt, daß das Erlebnis dieser Nacht zu den tiefsten und bleibendsten Eindrücken seines Lebens gehört. Oder kann irgend ein Leser sich erinnern, je von der Macht der Rede so rettungslos überwältigt worden zu sein –?

Die Hermetische Gesellschaft

Hermes Trismegistos möge Gnade walten lassen und mich nicht allzu hart strafen, wenn ich es wage, ein wenig den Schleier des Geheimnisses zu lüften, der so lange und dicht über dem Tun und Treiben der »hermetischen Väter« lag! Vor allem waren es die Frauen Schwabings, die vor Ärger und Neugier platzen wollten, wenn wir uns nach den bis zum Morgengrauen dauernden »Nachtungen« am nächsten Tag mit geheimen Zeichen und unverständlichen Worten verständigten und augenzwinkernd Erinnerungen an offensichtlich sehr amüsante Stunden und tief bedeutsame Geschehnisse wachriefen. Da hat mancher der »Väter« schweren Versuchungen standhalten müssen, denn manch schöne Frau hätte es sich gern das Opfer einer Liebesnacht kosten lassen, wenn man sie dafür in Kult und Riten der »Hermetischen Gesellschaft« eingeweiht hätte. Aber auch mancher männliche Schwabinger hätte wer weiß was dafür gegeben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, an einer hermetischen Nachtung teilzunehmen.

Carl-Georg von Maaßen, eine der skurrilsten Erscheinungen des alten München, bekannt als unermüdlicher und besessener E. T. A. Hoffmann-Forscher und -Herausgeber, war der Gründer und »Großvater« dieser geheimen Gesellschaft, die vielleicht das letzte Glied in der sich bis ins graue Mittelalter hinziehenden Kette mystischer Narrenbünde war, und als deren Urväter der »Gespenster-Hoffmann« und der Alchimist Leonhard Thurnheysser von uns verehrt wurden. Wie gerade der letztere, der als Scharlatan und Schwindler gilt, zu dieser Ehre kam, weiß ich nicht mehr, und wahrscheinlich wußte es auch keiner von uns – aber wer ihn als Scharlatan bezeichnet hätte, wäre sicherlich mit Schimpf und Schande aus der »Hermetischen« ausgestoßen worden. Das frei-

lich war wiederum unmöglich, denn wer einmal zur Adeptenwürde eines »Vaters« aufgestiegen war, behielt sie auf Lebenszeit. Nur ganz zu Anfang war es einmal geschehen, daß ein Berliner Maler bei uns Aufnahme fand, der sich aber schon bei der ersten »Nachtung« so unhermetisch und »sulfurisch«, d. h. schweflicht-menschlich benahm, daß wir dem dreimal Größten gewaltige Trankopfer bringen mußten, um ihn zu versöhnen und diesen Mißgriff durch tätige Buße ungeschehen zu machen. Gottlob hatte er sich an diesem Abend so gräßlich betrunken, daß er sich am nächsten Tag an nichts mehr erinnern konnte. Dadurch gewarnt, beschlossen wir die Gründung einer als Vorstufe und Fegefeuer dienenden, nach außen hin harmlos-geselligen Vereinigung, in die Leute aufgenommen wurden, von denen wir glaubten, daß sie für die »Hermetische Gesellschaft« in Betracht kommen könnten: so entstand – was keiner der Beteiligten je erfuhr – der »Verein süddeutscher Bühnenkünstler«, in den nach den Statuten jeder eintreten konnte, der nicht Süddeutscher oder Bühnenkünstler war, sofern er die vorgeschriebenen Prüfungen bestand. Zur Vermeidung ungerechter Härten konnten Berufsschauspieler bei diesen Prüfungen den Nachweis erbringen, daß sie im strengsten kritischen Sinn nicht als Bühnenkünstler anzusehen seien und ihrer Aufnahme folglich nichts im Wege stand. Für Süddeutsche dagegen gab es solche Ausnahmen nicht, was auch nie als störend empfunden wurde, da es – wie schon erwähnt – unter den Künstlern München-Schwabings kaum süddeutsche gab. Diesem lustigen Verein gehörten unter vielen anderen auch Albert Weißgerber, Karl Arnold und Otto Falckenberg an, aber der einzige, der auf diesem Umweg Eingang in die Hermetische Gesellschaft fand, war Joachim Ringelnat, der damals noch Hans Bötticher hieß. Und auch der brachte es – wie er in seinem Erinnerungsbuch »Mein Leben bis zum Kriege« ehrlich zerknirscht gesteht – nur

bis zum »kleinen mittleren Seitenvater«. Uneingeweihten mag das lächerlich klingen, aber ich glaube, daß es ihn damals tief geschmerzt hat, nicht für voll genommen und der höchsten hermetischen Ehren nicht teilhaftig geworden zu sein.

Das Seltsame und wirklich Geheimnisvolle, um nicht zu sagen: Mysteriöse an der Hermetischen Gesellschaft war das bis zur unlöslichen Verkettung sich steigernde Ineinanderspielen von Scherz und Ernst, von bewußtem Ulk und unbewußtem Ahnen tieferer Bedeutung, das sich manchmal bei uns zu gelindem Grauen vor unserem Zauberlehrling-Tun auswuchs. Allerdings ereigneten sich auch Dinge, die mit nüchternem Verstand nicht zu erfassen waren.

Die ersten hermetischen Nachtungen fanden in einem Nebenzimmer des kleinen Weinrestaurants »Kette« statt, das bis weit des Sendlingertor-Platzes lag. Wir schieden Menschen und Dinge streng in »sulfurische«, d. h. gemeine, alltägliche, niedrige und deshalb für uns verabscheuungswürdige und häßliche, und in »phosphorische«, d. h. höhere, geistige, wesentliche und deshalb für uns erstrebenswerte und verwandte, kurzum: hermetische. Unter den Begriff »sulfur« (= Schwefel) fielen Geld, Nahrung, Bier, Lohnarbeit, Spießertum, Sport, Frauen und alle moderne Technik. »Phosphorisch« dagegen waren Wein, der von uns als aurum potabile (trinkbares Gold) geschätzt wurde, alle Künste und jede Äußerung des menschlichen Geistes, die nicht profan-alltäglichen Zwecken diente. Und höchste Inkarnation alles Phosphorischen war der hermetische Vater, der von der Gnaden-sonne des dreimalgrößten Hermes beschieden war. Bei jeder Nachtung brannten auf dem ungedeckten Tisch im Schutz eiserner Retortenhalter drei Kerzen, weil elektrisches Licht selbstverständlich von den Vätern als sulfurisch-technische Erfindung verschmäht wurde: die heilige Kerze und zwei unheilige, an denen man sich Zi-

garetten und Zigarren anzünden durfte, während es nur dem Großvater gestattet war, sich dazu auch der heiligen zu bedienen – und auch dies nur, nachdem er ihr ein donnerndes »Steh, Phantom!« zugerufen hatte. Dem »Großen Schrein«, einer mächtigen Stahlblechkassette, die einst für den »Graphik-Verlag« angeschafft worden war, sich dann aber in dieser Größe als unnötig und entbehrlich erwies, wurde zunächst das Buch der hermetischen Weisheit entnommen, in das alle uns wesentlich erscheinenden Ereignisse des Abends eingetragen wurden, und viele seltsame Dinge, die geheimen Kultzwecken dienten: der »Große Griffel«, ein von einem Vater bei einsamem Waldspaziergang entdecktes, phallusartig geformtes Holzgebilde, der »Böse Geist Lumich«, mit Alltagsaugen gesehen nur ein Stückchen Speckstein, wie man es zum Glätten gestärkter Halskragen benützte, hier aber an schwerer Eisenkette gehalten, weil von den Vätern als boshafter Troll erkannt, die »Weiße Tinktur«, auch »Kleines Magisterium« geheißen, mit der der Großvater die weihebedürftigen Väter bei feierlichen Gelegenheiten salbte, und der »Alte im grauen Kittel«, äußerlich einer verschrumpften Kartoffel täuschend ähnlich, der geheimnisvolle alchemistische Kräfte besaß. All dies mag dem Uneingeweihten so närrisch und fast kindisch erscheinen, wie es zu Anfang vielleicht auch gemeint war – aber all diese Dinge gewannen im Kultdienst allmählich ein mysteriöses Leben, und es gab Augenblicke und Stunden, in denen von ihnen wirklich ein Zauber auszugehen schien. Und ich scheue mich fast, ein wahrhaft schauriges Ereignis zu berichten, das sich dennoch genau so zugetragen hat.

Der Wirt der »Kette« war ein recht nervöser und kränklicher Mann namens Schubert, der aber in keiner Weise psychisch belastet erschien. Er sah uns gern als reichlich verzehrende, will sagen: Wein konsumierende Gäste, aber wenn wir auch noch lange nach Mitternacht in

heilig-berauschter Begeisterung unsere oft recht unheiligen »Bundeslieder« sangen oder brüllten, mahnte er mitunter unsanft zur Ruhe, mit der Begründung, daß die Hausinwohner sich bis zum dritten Stock hinauf heftig beschwert hätten; bis ihm eines Abends der Geduldfaden riß und er uns unbeherrscht loswetternd bedeutete, wir möchten uns für unsere »spinnete Gaudi« ein anderes Lokal suchen. Tief gekränkt und in unserer hermetischen Würde unheilbar verletzt packten wir den »Großen Schrein« und zogen ab – nur die »Heiligen Leuchter«, die drei eisernen Retortenhalter, ließen wir zurück, weil wir sie auf unserem, an jede Nachtung sich anschließenden Streifzug durch das nächtliche München nicht mit-schleppen und sie vor profanen Blicken schützen wollten. Der kleine Maler Rolf von Hoerschelmann, einer der »Urväter« wie ich, wurde vom Großvater dazu verdonnert, sie zur nächsten Nachtung abzuholen.

In einem Winkel des ältesten München, im Schatten des »Alten Peter«, fanden wir, von Hermes Trismegistos geleitet, bald ein Lokal nach unserem Geschmack: ein auch tagsüber fast finsternes Kellergewölbe mit einer tief eingebauten Nische, in der wir den neugierigen Blicken anderer Gäste verborgen blieben. Außerdem war das Lokal eigentlich nur in den Morgenstunden von den Marktwewibern des Viktualienmarktes und ihren Begleitern und Helfern besucht, die dort ihr Frühstück einnahmen, und wir mußten unsere ganze Überredungskunst spielen lassen, um den Wirt zu veranlassen, für uns je ein Faß weißen und roten Tirolerweins anzuschaffen. Da wir dort aber niemand mit unseren dröhnenden Kultgesängen störten und der biedere Mann das gute Nachtgeschäft zu schätzen wußte, waren wir bei ihm bald so hoch angesehen, wie es hermetischen Vätern zukam. Zur ersten Nachtung erschien Rolf von Hoerschelmann mit leeren Händen. Selbstverständlich konnte er nicht zugeben, daß er zu faul gewesen war, den ziemlich weiten Umweg zu

machen, und deshalb erklärte er in wohlgesetzter Rede, der Dreimalgrößte sei ihm beim Nachmittagsschlaf im Traum erschienen und habe ihm in schwer verständlichem mittelalterlichen Latein bedeutet, daß der Wirt Schubert zur Strafe für die sulfurische Vertreibung der Väter eines gräßlichen Todes sterben müsse – und zwar an dem Tag, an dem wir die bei ihm hinterlassenen »Heiligen Leuchter« abholten. Darum habe er den Vätern zuvor Bericht erstatten und es ihrer Entscheidung anheimstellen wollen, ob man dem vom dreimalgrößten Hermes zum Tode Verurteilten nicht noch eine Woche zur Frist gewähren solle, um ihm die Möglichkeit zu Buße und innerer Läuterung zu geben. »Steh, Phantom!« donnerte der Großvater Clamurr, alias C. G. von Maaßen, und zündete sich eine tiefdunkle Brasil an der heiligen Kerze an. Und nach einer Minute nachdenklichen Schweigens: »Tut Phosphor in Euch, Ihr Väter! Clam-o-clam!« Und: »Clam-o-clam!« riefen die Väter, wie sulfurische Menschen »Prost!« sagen, hoben ihre Gläser und stärkten sich nachhaltig mit weißem oder rotem aurum potabile. Dem Antrag wurde einstimmig durch Aufdrücken des Daumens auf die Tischplatte stattgegeben und der Fall als »Großes hermetisches Ereignis« ins Buch eingetragen. Aber auch bei der nächsten Nachtung hatte Hoerschelmann es nicht übers Herz bringen können, den Lebensfaden des schuldigen Wirtes durch das Abholen der Leuchter abzuschneiden. Als er eine Woche später wieder mit leeren Händen erschien, zügelte ihn der Großvater mit harten Worten allzu menschlicher Weichherzigkeit und befahl ihm bei Vermeidung seines großväterlichen Zorns, die »Heiligen Leuchter« zur nächsten Nachtung – komme, was wolle – zur Stelle zu schaffen. Da Hoerschelmann an diesem Tag um die frühe Mittagszeit in der Nähe des Sendlingertor-Platzes zu tun hatte, holte er sie vorsorglich ab. Spätabends erschien er als letzter – sichtlich erregt und verstört. Er brachte die

Leuchter und eine Nachricht, die er auf der Fahrt von Schwabing im Abendblatt der »Neuesten Nachrichten« gelesen hatte: der Wirt Schubert hatte sich – etwa in der Stunde, in der Hoerschelmann die »Heiligen Leuchter« abgeholt hatte – in einem plötzlichen und völlig unvorhergesehenen Anfall von Geistesgestörtheit auf die Großhesseloher Brücke begeben, die damals in München als »Selbstmörderbrücke« bekannt war, sich mehrere Dolchstiche in die Brust beigebracht und in die Tiefe gestürzt. Er war tot.

»Er ist gerichtet!« sagte der Großvater und schob sich mit unnachahmlicher Geste den Kneifer zurecht, der ihm immer von der Nase zu rutschen drohte, wenn er sich das Lachen verbeißen mußte: »Clam-o-clam!« Aber dann richteten sich aller Blicke in lähmendem Entsetzen auf Hoerschelmann, der mit bleichem, zuckendem Gesicht den Beifall für seine vermeintlich so vorzügliche schauspielerische Leistung abwehrte – und jetzt erst begriffen wir, daß es Wahrheit war, was er berichtet hatte. Die auftauchende Vermutung, Hoerschelmann oder ein anderer Vater könne dem Unglücklichen etwas von dem fingierten Traumerlebnis mitgeteilt haben, das dieser dann – vielleicht abergläubisch-phantastisch veranlagt – ernst genommen habe, erwies sich als falsch: jeder der hermetischen Väter versicherte auf Ehrenwort, daß das Geheimnis der Nachtung streng gehütet worden war. An diesem Abend packte uns alle heimlich das Grauen – wie den Goetheschen Zauberlehrling, der die Geister, die er rief, nicht mehr loswerden konnte – und seitdem fühlten wir uns in einen magischen Ring gebannt, den wir im Scherz gezogen hatten und aus dem es nun kein Entrinnen mehr gab. Denn unsere vorsichtig geführten Nachforschungen ergaben, daß der auf so gräßliche Weise ums Leben gekommene Wirt vorher nie irgendwelche Anfälle von plötzlichem Irresein gehabt und daß nicht

der geringste Grund zu einem Selbstmord vorgelegen hatte – –

Sehr seltsam war auch ein anderes Erlebnis. Im Jahre 1913 erschien in allen Zeitungen die Ankündigung, daß der bekannte Verlag Staackmann in Leipzig, in dem damals die von rosenrotem »Appelschnut«-Optimismus triefenden Bücher von Otto Ernst erschienen, eine neue Zeitschrift mit dem Titel »Der Turmhahn« herausbringen werde. Das erboste uns, denn da Otto Ernst als Herausgeber genannt war, mußte das eine Zeitschrift werden, die satten Spießbürgern die Schweinsäuglein vor Wonne feucht werden ließ. Darum schrieben wir dem Verlag auf einem unserer Büttenbriefbogen, die als Kopf nur die beiden, in alter Fraktur gedruckten Worte »Hermetische Gesellschaft« trugen, ein Schreiben, in dem die Väter ihren unumstößlichen Entschluß kundgaben, das Erscheinen der Zeitschrift mit allen ihnen zur Verfügung stehenden okkulten Kräften zu verhindern, und warnten ihn, den Plan entgegen unserem machtvollen Willen zur Tat werden zu lassen. Sollte er jedoch diese Warnung nicht beachten, würde die Zeitschrift auf jeden Fall spätestens nach der dritten Nummer ihr Erscheinen wieder einstellen müssen. Der »Turmhahn« erschien und brachte in seinem ersten Heft unseren Brief. Gleich vorn auf der dritten Seite. Mit der redaktionellen Bemerkung, die Sache sei ja ein sehr netter Scherz gewesen, aber nun möchten sich die Absender, die mit seltsamen Namen wie »Clamurr« und »Machandel« unterzeichnet hätten – die Namen waren übrigens nicht richtig entziffert worden –, auch zu erkennen geben. Wir antworteten kurz, daß wir unserem Entschluß Geltung verschaffen würden und der Verlag sich darauf gefaßt machen solle, daß keinesfalls mehr als zwei weitere Hefte erscheinen könnten. Und drei Monate später brachten die Zeitungen die Nachricht, der »Turmhahn« habe unerwartet sein Erscheinen eingestellt. Gründe waren nicht angegeben, und

es war und blieb unverständlich, warum diese Monatschrift des allbeliebten Humoristen und »Appelschnut«-Dichters Otto Ernst, die von dem ebenso erfolgreichen wie kapitalkräftigen Staackmann-Verlag lanciert wurde, so wenig Erfolg hatte, und warum die Herausgeber so rasch den Mut verloren. Die Väter aber feierten ein triumphales Freudenfest und »taten viel Phosphor in sich«. Und schickten dem Verlag ein Telegramm mit den lapidaren Worten: »Consummatum est. Hermetische Gesellschaft.«

Noch ein anderer Schriftsteller hatte den Unmut der Väter erregt: das war Max Kemmerich, ein Mann, der seinen juristischen Doktor gemacht und seine wenig tiefen Rechtskenntnisse zu gefälligen feuilletonistischen Spötteleien über Juristen und Gerichtswesen ausnützte. Das hätten wir ihm gern verzeihen, aber nun erschien von ihm ein dickes Buch, das sich »Kausalgesetz der Weltgeschichte« nannte, und in dem er sich in albern aufgeblasener Großspurigkeit mit ernsten und tiefen Dingen befaßte, von denen er keine Ahnung hatte, um sie selbstgefällig spöttelnd, aber völlig geist- und witzlos zu »kritisieren«. Vom zweiten Teil des Goetheschen »Faust« sagte er zum Beispiel, er habe dies Buch an einem Sonntagvormittag mit seiner Frau zu Bett liegend gelesen, und schloß diese Betrachtung mit der Bemerkung: »Gott, haben wir da gelacht!« Das mag als Probe genügen. Er war vor seinem Studium Kadett und Offizier gewesen, und zwar in demselben Kadettenkorps wie mein Freund Arthur Hoerhammer, der im Gegensatz zu ihm ein überaus geistreicher und daher leider erfolgloser Schriftsteller war. Hoerhammer, der sich ernst und leidenschaftlich-verbissen mit philosophischen Fragen herumquälte, war unheimlich wütend auf ihn, weil dieser erfolgreiche Scharlatan ihm eines Tages eine billige »populärwissenschaftliche« Broschüre über Kant vor die Nase hielt und spöttisch bemerkte: »Warum quälst du dich

ab mit den dicken Schmökern? Ich hab' nicht mal zehn von diesen sechzig Seiten über deinen Kant gelesen und weiß genug, um mir ein treffsicheres Urteil über ihn zu bilden!« Zugleich aber – und mit ebenso tief fundiertem Wissen – beschäftigte sich Kemmerich mit »Weissagungen«, und hatte Hoerhammer, der es mir berichtete, in weinseliger Stimmung anvertraut, er habe in seinem Horoskop errechnet, daß er in der von ihm für das Jahr 1915 prophezeiten deutschen Revolution eine führende Rolle – etwa die Mirabeaus in der französischen – spielen, aber nicht wie dieser an den Folgen seiner Ausschweifungen, sondern durch das Schwert des Henkers sterben werde. Seine Hinrichtung werde, wie er genau habe errechnen können, am 5. Oktober 1915 auf öffentlichem Markt stattfinden. »Wenn er ein kompletter Narr wäre, wollte ich nichts sagen«, schloß Hoerhammer seine Erzählung, »aber er ist nur ein eitler Wichtigtuer!« Selbstverständlich hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als dies den Vätern bei der nächsten Nachtung zu hinterbringen, denn Hoerhammer ahnte nichts von unserer geheimen Gesellschaft, deren Treiben er sicherlich nur als lustige Lausbüberei angesehen hätte. Der Fall wurde begeistert aufgegriffen, und der Verfasser der »Weissagungen« und des »Kausalgesetzes der Weltgeschichte« erhielt von uns einen schwülstig stilisierten Brief, in dem wir ihm mitteilten, daß wir auf okkultem Wege von seiner Horoskop-Berechnung Kenntnis erhalten hätten, die mit unseren weitgreifenden Berechnungen des Weltgeschehens der Zukunft insoweit übereinstimme, als er den Ausbruch der deutschen Revolution für das Jahr 1915 richtig vorausgesagt habe. Dann aber sei ihm ein Fehler unterlaufen: er werde nicht am 5. Oktober durch das Schwert, sondern schon am 17. September hingerichtet werden, und zwar »zwischen Himmel und Erde schwebend«, also vermutlich durch den Strick. Da wir uns notgedrungen in den Schleier der Anonymität hüllen und

unsere Anschrift verschweigen mußten, konnte uns keine Antwort erreichen.

Das war im Frühjahr des Schicksalsjahres 1914, und die Sommermonate über zog ich mich mit meinem Hund Florian auf die Fraueninsel im Chiemsee zurück, um meinen ersten Roman, der durch den alle Kräfte verzehrenden Fasching wieder einmal wochenlang liegengelassen war, zu Ende zu schreiben. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges machte diese Hoffnung auf Ruhm und Erfolg zunichte. Am Tag vor der deutschen Mobilmachung kehrte ich, meinen Wehrpaß als ungedienter Ersatzreserve mit der Gestellungsorder zum 11. August in der Tasche, nach München zurück. Noch gelte mir der Trommelwirbel ins Ohr, mit dem auf dem Platz vor der Feldherrnhalle Schweigen geboten wurde zur Verlesung des Mobilmachungsbefehls. (Vielleicht habe ich damals dicht neben dem unbekanntem »Maler« aus Braunau gestanden und sein bellendes Hurrageschrei gehört.) Hoerhammer mußte am dritten Tag als Hauptmann der Reserve ins Feld ziehen. Ich traf ihn am Vormittag des zweiten auf der Theatinerstraße, wo er sich einen Sattel besorgen mußte. Obwohl er einer alten Offiziersfamilie entstammte und in deren Geist erzogen worden war, zog er ohne jede Begeisterung und von banger Sorge um Deutschlands Schicksal erfüllt ins Feld. Um sich und mich in dieser letzten Stunde des Zusammenseins auf bessere Gedanken zu bringen, brachte er die Rede noch einmal auf seinen Todfeind Max Kemmerich, der vom nächsten Tage an sein »bester Kamerad« war. »Denk dir«, sagte er grimmig lächelnd, »jetzt hat mir dieser Narr berichtet, er habe von einer »okkulten Gesellschaft« vor einigen Monaten einen Brief bekommen, durch den seine blödsinnigen »Weissagungen« voll bestätigt würden! Obwohl er nie mit irgendeinem Menschen darüber gesprochen habe (er hatte sein Geheimnis Hoerhammer damals ja in schwerer Betrunkenheit anvertraut), hätten diese seltsa-

men Menschen genau Bescheid gewußt über seine Zukunftsberechnungen und ihn darauf aufmerksam gemacht, daß ihm dabei ein Fehler unterlaufen sei: er werde nicht am 5. Oktober, sondern am 17. September hingerichtet werden. Daraufhin habe er alles noch einmal genau nachgeprüft und herausgefunden, daß die Leute recht hätten! Sein Todestag falle in der Tat genau auf den 17. September.« Hoerhammer sah mich verblüfft an, als ich in lautes Lachen ausbrach. Und nun mußte ich zum erstenmal das hermetische Schweigen brechen, um Hoerhammer noch eine Freude zu machen, und erzählte ihm haarklein den ganzen Vorgang. Gespannt, und doch entspannt-lächelnden Gesichts, hörte er mir zu – und plötzlich prustete der allzu ernste, überkorrekte Hauptmann der Reserve unbeherrscht los und tanzte inmitten der kriegserregt vorbeiflutenden Menge wie ein Irrer vor Freude auf einem Bein! Es dauerte lange, bis er sich beruhigen konnte. Und als wir schieden, drückte er mir dankbar beide Hände und sagte: »Damit hast du mir die größte Freude meines Lebens gemacht! Und wenn ich nun falle, werde ich in der letzten Minute daran denken und mit einem Lächeln sterben können.« Eine Woche darauf fiel er – nach unsinnigem »Reglement« seiner Kompanie zehn Schritt voraus in den sicheren Tod stürmend – bei Giragoutte im Elsaß als Zielscheibe französischer Alpenjäger-Scharfschützen.

– – Auch Ringelnatz war »als Mariner im Krieg«. Im vorletzten Kriegsjahr zum Leutnant zur See befördert, mußte er in irgendeinem gottverlassenen Nest an der Wasserkante an einem großen Liebesmahl teilnehmen und langweilte sich tödlich, weil er keine ihm verwandte Seele fand. Um so eifriger unterhielt er sich mit Flasche und Glas und rief in seliger Erinnerung an hermetische Abende plötzlich ein lautes »Clam-o-clam« in den Saal. Und siehe da: aus der fernsten Ecke des Saales tönte ein fröhliches »Clam-o-clam« zurück. Die beiden Rufer schwank-

ten aufeinander zu – zwei Hände hoben sich mit drei zum hermetischen Gruß gespreizten Fingern – und zwei Väter, die sich nie im Leben gesehen hatten, lagen sich in den Armen. Denn als Ringelnatz als »kleiner mittlerer Seitenvater« in die Hermetische Gesellschaft aufgenommen wurde, war der fremde »Urvater« nicht mehr in München.

Sicher haben sie nachher, als das Geheimnis aufgeklärt war, in heimlicher Ecke mit gedämpfter Stimme die »Borkenkäfer-Hymne« gesungen, die die Väter bei feierlichen Gelegenheiten spontan anzustimmen pflegten:

...Denn du bist du, weil du nur einzig dein bist,
nicht unbeachtet, weil du gar so klein bist:
du bist nur klein – wohl dem, der danach trachtet! –
weil viel zuwenig dich die Welt beachtet!

Diese tief mystischen Verse hatte ich einmal in vorge-rückter Stunde gedichtet, als ein anderer Vater von dem in den Zeitungen gemeldeten Auftauchen des Borkenkäfers in Deutschland als seltsamem Ereignis berichtet hatte – und sie wurden sofort vertont und begeistert gesungen. Alsobald entspannen sich auch lebhaftere Diskussionen über Wesen und tieferen Sinn dieses Tieres und seines Erscheinens, die nach hermetischer Deutung riefen. Und so entstand am selben Abend das »Archiv für Borkenkäferforschung« als Spezialgebiet okkulten Wissenschaft. Es wurde die Theorie aufgestellt, daß der Borkenkäfer nicht etwa so lange unbeachtet geblieben sei, weil er so klein war, sondern daß er lediglich deshalb so klein sei, weil man ihn so wenig beachtet hatte. Das ergab freilich ein böses Dilemma, denn da das »Archiv für Borkenkäferforschung« sich die intensive Beachtung des rätselhaften Tieres zum Ziel gesetzt hatte, bestand die Gefahr, er werde infolgedessen ständig und ungebührlich an Größe zunehmen und über alles ihm zugedachte Maß anwachsen. Weshalb der Großvater sich gezwungen sah,

die Borkenkäferforschung von Zeit zu Zeit so lange streng zu verbieten, bis der Borkenkäfer infolge der Nichtbeachtung wieder zu seiner gottgegebenen Kleinheit zurückgefunden hatte.

Es muß auch noch erwähnt werden, daß jeder Vater – einschließlich des »kleinen mittleren Seitenvaters« –, sobald er diesen Grad erreicht hatte, von den anderen in geheimer Abstimmung ein »Zeichen« verliehen bekam, dessen tieferer symbolischer Sinn ihm ewig verborgen blieb, das er aber ständig bei sich tragen mußte. Da gab es die seltsamsten Dinge; und Väter, die zu sulfurisch-allzumenschlichen Entgleisungen und Ausschweifungen neigten, erhielten Gegenstände zudiktiert, deren ständige Mitführung nicht sehr bequem war und schon eine tägliche kleine Bußübung bedeutete. So bekam Erich Mühsam ein primitives hölzernes Pfeffer- und Salzgefäß, etwa in der Größe eines Kartenspiels, das er trotzdem getreulich, tief in der Hosentasche vergraben, mit sich herumtrug. Diese Zeichen durften nie einer Frau zu Gesicht kommen oder gar von ihr angefaßt werden, denn das brachte unabsehbares Unglück, und ebenso der Verlust des Zeichens. Meines war ein Hermelinschwanz – o Gott, was mag er bedeutet haben?! –, den ich im Geheimfach meiner Brieftasche verborgen hielt und so zwölf Jahre lang vor Frauenaugen und Verlust schützte. Im Jahre 1924, als die Hermetische Gesellschaft längst nicht mehr existierte, soweit sie zu existieren aufhören konnte, und außerhalb des Väterkreises schon nahezu vergessen war, kam eines Abends wieder die Rede auf diese Zeichen, deren Vorhandensein nicht der Geheimhaltung unterlag, und ich merkte, daß meine Freundin es sich in den Kopf gesetzt hatte, mein Zeichen ausfindig zu machen und ihm schon auf der Spur war. Darum schlich ich mich heimlich in das Schlafzimmer und steckte es in die Rocktasche eines tief hinten im Schrank hängenden Sportanzugs, den ich lange nicht mehr ge-

tragen hatte. Am nächsten Morgen vergaß ich, es wieder an mich zu nehmen, und als ich abends nach Hause kam, war der Bote meines Schneiders dagewesen, der einen Anzug zum Ausbügeln holen sollte; und dem hatte meine Freundin aus unerfindlichen Gründen auch den Sportanzug mitgegeben. Ich raste zum Schneider: mein Zeichen war verschwunden! Für immer. Und für mich folgten von diesem Tage an zwei bittere Jahre, in denen mir alles fehlschlug und ein Unglück das andere jagte. Und wie wird es nun werden, da ich in sulfurischer Geschwätzigkeit so viele hermetische Geheimnisse enthüllt und ausgeplaudert habe? Hermes Trismegistos sei mir gnädig! Und das sage ich in geheimem Schauder mit tiefem Ernst – auf die Gefahr hin, lächerlich zu erscheinen. Denn ich weiß, daß ich die Geister, die wir lachend riefen, nie mehr loswerde im Leben; und Rolf von Hoerschelmann, der in seinem Erinnerungsbuch darüber auch nicht schweigen konnte, starb, ehe das Buch erschien. Aber wer in dieser Zeit etwas zu sagen hat, was ein gutes Lächeln in leidverhärtete Gesichter zaubern kann, darf es auch nicht für sich behalten, meine ich. Und so habe ich – obwohl die Gesetze der Väter verletzend – vielleicht doch im Geist des Dreimalgrößten gehandelt –: Clam-oclam!

Nachwort

Reinhard Koester ist einer der vergessenen Schriftsteller aus Westfalen. Dabei hat er mehr als ein Dutzend Bücher veröffentlicht, Gedichte, Dramen, Romane und Grotesken, war viele Jahre Mitarbeiter des *Simplicissimus*, schrieb für Film und Rundfunk und war mit bekannten Zeitgenossen wie Carl Georg von Maassen, Erich Mühsam oder Joachim Ringelnatz befreundet. Wie die Auflagen seiner Romane aus den 1930er Jahren verraten, war Koester in der Vorkriegszeit zudem ein durchaus erfolgreicher Publikumsautor. Freilich könnte es sein, dass gerade dies zu seiner völligen Vergessenheit beitrug, gilt Erfolg hierzulande doch noch immer als suspekt. Tatsächlich hatte Koester sich nach ambitionierten, aber wenig beachteten Anfängen im Zeichen der Moderne das Pseudonym »Karl Kinndt« zugelegt und sich der Unterhaltungsliteratur verschrieben, mit dem Ergebnis, dass er sich jeglicher Beachtung durch die künftige Literaturgeschichte entzog und heute selbst in den Archiven fast nur unter seinem Pseudonym geführt wird. Der Umstand, dass er zudem zu einer Zeit erfolgreich war, in der man nach dem Urteil der Nachgeborenen in Deutschland überhaupt nicht hätte veröffentlichen dürfen, am wenigsten aber Unterhaltungsliteratur, dürfte erschwerend hinzugekommen sein. Dass der Westfale Koester auch von den Sachwaltern der Regionalliteratur nicht wahrgenommen wurde, hat eine einfache Erklärung darin, dass sein Heimatbewusstsein wenig entwickelt war und westfälische Themen bei ihm keine Rolle spielen. Auch jetzt soll Koester nicht als »westfälischer Autor« wiederentdeckt werden, wohl aber als ein Schriftsteller aus Westfalen, der es verdient, zumindest mit seinem Frühwerk (dem neuerdings ein Beitrag im siebten Band der Studienreihe *Literatur in Westfalen* gewidmet ist) und seinen heiter-

grotesken Geschichten, von denen einige der besten in diesem Lesebuch gesammelt sind, nicht vergessen zu bleiben.



Reinhard Koester (1885-1956)

Geboren wurde Reinhard Friedrich Paul Koester am 6. Mai 1885 als Sohn des Landgerichtsrats Julius Koester und dessen Frau Anna geb. Gerstein im westfälischen Hagen. Beide Eltern stammten aus alteingesessenen westfälisch-protestantischen Familien, deren männliche Mitglieder meist Juristen waren. Ein ausgeprägtes Heimatbewusstsein konnte Reinhard nicht entwickeln, weil die Familie wegen einer Versetzung des Vaters bereits 1890 ins Rheinland zog. In Bonn besuchte der kränkliche Junge das Städtische Gymnasium, das er 1903 mit dem Abitur abschloss.

Bereits als Schüler zeigte Koester literarische Interessen; auf Geheiß des Vaters entschied er sich dann jedoch für ein Jurastudium in Freiburg i.Br., das er nach einigen Semestern in München fortsetzte.

Der »helle Zauber« der bayerischen Landeshauptstadt verfehlte seine Wirkung auf Koester so wenig wie auf manch andere westfälische Provinzler, etwa Gustav Sack, Adolf von Hatzfeld oder Peter Paul Althaus, zu dem es auch sonst manche Parallelen gibt. Über literarische Begegnungen aus dieser frühen Zeit wissen wir nichts, es ist aber wahrscheinlich, dass Koester bereits als Student Beziehungen zu Schwabinger Künstlerkreisen knüpfte. In jedem Fall war München schon lange vor dem Weltkrieg ein Schmelztiegel der Moderne, der jungen, aufstrebenden Künstlern aus der Provinz alle Möglichkeiten offen zu halten schien, und Koester war fest entschlossen, sie zu nutzen.

Das Studium absolvierte er dagegen nur widerwillig und »lau«. »Lediglich der Familie wegen, um nicht als »verbummelter Student« zu gelten«, legte er laut seiner *Biographie* (Typoskript 1919) 1906 in Hamm das Referendar-Examen ab, nachdem er sich nur zwei Semester lang in Münster darauf vorbereitet hatte. Einer Anstellung als Referendar aber wollte er entgehen, indem er nach München zurückkehrte und hier ein nationalökonomisches Studium als Vorbereitung zum Dokorexamen vorschützte. Er begann zwar eine Dissertation über »Heimarbeit in den bergisch-märkischen Landen«, brach sie aber bald ab, als 1908 einige seiner Gedichte von der Münchener *Jugend* angenommen wurden.

Dieser ersten Anerkennung folgten in den nächsten Jahren zahlreiche weitere Veröffentlichungen von Gedichten, Skizzen und Erzählungen, außer in der *Jugend* etwa in *Licht und Schatten*, *Nord und Süd*, *Pan*, *Die Gegenwart*, *Die Rheinlande*, *Westermanns Monatsheften* und der *Frankfurter Zeitung*.

1909 schied Koester aus dem Justizdienst aus und wählte die Laufbahn eines freien Schriftstellers in der lebendigen Literaturmetropole München. Reisen führten ihn nach Griechenland, Kleinasien, Oberitalien und Frankreich.

1910 erschien im Verlag von Georg Müller Koesters einziges Gedichtbuch *Die Lieder des Einsamen*, das jedoch fast unbeachtet blieb und von ihm selbst später als »noch stark beeinflusstes Jugendwerk ohne Bedeutung« verworfen wurde. Tatsächlich wirken die meisten der schwermütigen Verse inhaltlich und formal entlehnt. Volksliedhaft schlicht, streng gereimt und ohne originelle Wortfindungen, besingen sie die »Träume« und »Sehnsüchte« eines »Einsamen«, der unter seiner Schicksalsleere leidet und sich daher in eine nachempfundene, zeit- und weltflüchtige Romantik flüchtet:

Hörst du das kleine helle Lied,
das lächelnd mit den Winden zieht –?
Ich lausche still und denke so:
es singt ein Mädchen irgendwo. –

Ähnlich belanglos und ohne wirkliches Erlebnis sind die meisten neuromantischen Gedichte Koesters, der sich denn auch später ganz von solcher Stimmungslyrik abwandte und stattdessen für den *Simplicissimus* und andere Satireblätter »handfeste« Gebrauchslyrik aus dem politischen und sozialen Alltag lieferte.

Neben der Literatur galt Koesters besonderes Interesse der bildenden Kunst. Er war eng mit Max Unold, Edwin Scharff und anderen jungen Malern befreundet, die sich 1913 zur Künstlervereinigung der Neuen Münchner Secessions zusammenschlossen. Wie er selbst in seiner *Biographie* mitteilt, führte der »fast ausschliessliche Verkehr mit Malern« 1911 zur Gründung des künstlerisch-bibliophilen Graphik-Verlags Reinhard Koester in München und Bonn. Dabei ging es Koester weniger um kommerzielle Interessen als um erste Veröffentlichungsmöglichkeiten für gleichaltrige, nicht etablierte Künstler.

Vermutlich lag es an Koesters geringem Geschäftssinn, dass er den Graphik-Verlag nicht lange halten konnte; im Frühjahr 1914 wurde das Unternehmen von Otto

Haas-Heye, dem reichen Erben eines Zeitungsverlegers, übernommen, der vor allem als Ausstattungskünstler und Modeschöpfer bekannt wurde. Entsprechend erschienen in den folgenden Jahren auch »graphische Modeblätter« im Verlag. Immerhin dürfte es noch auf die Initiative Koesters zurückgehen, dass der Verlag auch weiterhin lithographische Mappenwerke junger Künstler der Neuen Münchner Secession herausgab.

Einiges Renommee erwarb Koester sich seit 1913 als Übersetzer von Komödien Molières. Vermutlich war es seiner Bekanntschaft mit Georg Müller zu verdanken, dass der Verlag ihn zur Mitarbeit an der 1911 begonnenen Ausgabe der *Sämtlichen Werke* einlud, die später vom Berliner Propyläenverlag fortgeführt wurde. Bis 1921 übersetzte Koester u. a. die Stücke *Tartuffe*, *Fürstin von Elis*, *Erzwungene Heirat*, *Der Liebhaber als Arzt* und *Die Frauenschule*. Die grotesken Liebesverwicklungen dieser Komödien, ihre Typenüberzeichnung und ihre Kritik am Allzu-Menschlichen entsprachen ganz seinem Geschmack. Noch 1947 erschienen zehn seiner Übertragungen unter dem schlichten Titel *Komödien* im Wiener Ullstein-Verlag.

In den letzten Jahren vor dem Weltkrieg verkehrte Koester regelmäßig in den Kreisen der Schwabinger Boheme. Ein Kapitel für sich ist dabei seine Beteiligung an den bis zum Morgengrauen dauernden »Nachtungen« der »Hermetischen Gesellschaft«, eines mystischen Narrenbundes, den der skurrile Literarhistoriker, Romantikforscher und Bibliomane Carl Georg von Maassen gegründet hatte. Koester (Deckname »Pipo«) war einer der »Gründerväter« dieser geheimen Gesellschaft, als deren »Urväter« der »Gespenster-Hoffmann« und der Basler Alchimist Leonhard Thurneysser zum Thurn verehrt wurden und zu der etwa auch Erich Mühsam und der Maler Rolf von Hoerschelmann gehörten. Als Vorstufe oder »Fegefeuer« des Bundes diente insgeheim der »Verein Süddeutscher Büh-

nenkünstler«, in den jeder eintreten konnte, der eben *kein* Süddeutscher und *kein* Bühnenkünstler war. Der Krieg machte dem halb okkulten, halb geistreich-sinnenfrohen Treiben bald ein Ende. Noch 1949 hat Koester sich in den *Berliner Hefien für geistiges Leben* wehmütig an die »Hermetische Gesellschaft« im alten München erinnert und dabei manche ihrer kultischen Geheimnisse verraten. Obwohl im engeren Sinn kein literarischer Text, wird auch dieser Aufsatz als ein seltenes Zeugnis aus dem Innenleben der Schwabinger Boheme hier wieder abgedruckt.

Zu den Höhepunkten im Münchener Jahresablauf zählte damals der Fasching. Besonders die Atelierfeste der Schwabinger Künstler blieben jedem unvergesslich. »Der wildeste, bewegteste und lustigste Fasching« war für Erich Mühsam (*Unpolitische Erinnerungen*, 1931) der letzte vor dem Krieg, und ganz besonders blieb ihm ein »Gespensterfest« im geräumigen »Atelier« Koesters (Wiltrudenstraße 5^h) im Gedächtnis:

Das Licht war auf eine grünviolette Färbung gebracht worden, an die Wände waren die schauerlichsten Greuel gemalt, am Eingang lag ein ausgestopfter Herr mit offenem Mantel, dem ein Regenschirm aus dem Bauch ragte, die Gesichter der Festteilnehmer waren mit Kreide verschmiert, über die sich rote Streifen zogen oder sie waren sonstwie geisterhaft entstellt, die Frauen waren in mächtige Laken gehüllt oder es hingen ihnen Algen und Wasserrosen in den offenen Haaren. Jeder, der kam, fröstelte zuerst; aber dann entstand aus dem Schauer, den die Umgebung ausströmte, aus dem lachenden Willen, keine abergläubischen Empfindungen aufkommen zu lassen, eine so mutwillige und ausgelassene Stimmung, wie ich sie nie vorher oder nachher miterlebt habe. Die Männer wischten sich die Malerei aus den Gesichtern, die Frauen aber wurden in dem bleichen Licht immer schöner, je mehr der Tanz, die Bowle und die Tollheit der Laune ihnen Farbe gab.

Der Ausbruch des Weltkriegs überraschte Koester auf der Fraueninsel im Chiemsee, wo er den Sommer über in völliger Zurückgezogenheit an der Vollendung seines ersten, 1911 begonnenen Romans *Der Gang des Gottlosen* gearbeitet hatte. Am Tag vor der Mobilmachung kehrte er nach München zurück. Er wurde zum Rekrutendepot III Lager Lechfeld des Ersatz-Bataillons des bayerischen Landwehr-Infanterie-Regiments Nr. 1 eingezogen und am 1. Oktober zur 2. Kompanie dieses Bataillons in Neu-Ulm versetzt, aber schon am 3. Oktober von dort wieder entlassen. In seiner *Biographie* heißt es:

Die Nachricht vom Soldatentod seines besten Freundes, des Dichters Arthur Hoerhammer, in den ersten Kriegstagen, trieb den Erregten zu spontaner freiwilliger Meldung ins Feld, die ohne Erfolg blieb. Von da ab verfolgte er ohne Begeisterung und in wachsender Verzweiflung über die Ohnmacht dem Geschehen gegenüber die grauenhaften Ereignisse, vom Herbst 1917 ab überzeugt, dass das Schicksal Deutschlands besiegelt sei.

Die auf seine Entlassung folgende Zeit nutzte Koester für ein heute verschollenes Märchenspiel *Dymphe* und für das Drama *Peregrinus*. Veröffentlichten konnte er während des Krieges jedoch kaum etwas. Im März 1916 wurde er erneut eingezogen, nahm an einem Kurs für Offiziers-Aspiranten-Anwärter teil und wurde im September 1916 nach Köln versetzt. Hier lernte er die in einem Militärlazarett als Krankenschwester arbeitende Mechtildis Castenholz kennen. Am 29. Mai 1917 fand die Trauung in Köln statt. Im Februar 1918 kommandierte man den Unteroffizier zur Abwehrstelle Süd des Stellvertretenden Generalstabs der Armee nach Freiburg i. Br. Ein Zeugnis seines Hauptmanns bescheinigte dem »oberen Heeresbeamten« nach seiner Entlassung im November 1918, er sei zwar »mit Interesse und Fleiss als Dezernent tätig gewesen«, seine Mitarbeit wäre aber »von noch grösserem Erfolge begleitet gewesen, wenn nicht sein Hang zum

Widerspruch gemeinsame Arbeit wiederholt erschwert hätte«. In seiner *Biographie* schreibt Koester:

Nachdem er im Sommer 1918 in den Freistunden des Militärdienstes – erbittert über die ungeheure Verlogenheit der Zeit – die »Komödie der Lüge« geschrieben hatte, brachten die Ereignisse der freudig begrüßten Revolution die rasche Entlassung. [...] Nach kurzem Aufenthalt in München, zog er – grosstadtmüde und enttäuscht durch den Verlauf der Revolution – mit seiner Frau nach Seeshaupt am Starnbergersee, um nur noch seiner geistigen Arbeit zu leben.

Die Monate in Seeshaupt, wo er mit seiner Frau im Landhaus 57 wohnte, fallen in jene kurze Zeit im Leben Koesters, in der er mit seinen ambitioniertesten Arbeiten, dem Roman *Der Gang des Gottlosen* und den Dramen *Peregrinus* und *Komödie der Lüge*, hervortrat und dem literarischen Durchbruch so nahe kam wie niemals wieder. Vor allem der autobiographische Roman, der 1919 mit kriegsbedingter Verspätung im Münchener Delphin-Verlag erschien, hätte eine Wiederveröffentlichung verdient. Sprachlich konventionell und in der äußeren Fabel, bei der es sich im Wesentlichen um Variationen des klassischen »Liebesdreiecks« vor dem Hintergrund der Pariser und Münchener Bohème handelt, wenig originell, entwickelt sich der Text auf einer gedanklichen Ebene durch Reflexionen, Dialoge und Symbole zu einem beeindruckend modernen, negativ-zynischen »Entwicklungsroman«. Sinnverlust, Ich-Dissoziation und Selbstfindung sind die eigentlichen Themen dieser vermeintlichen Liebesgeschichte, in der am Ende auf irritierende Weise die Autokratie des Individuums postuliert wird: »Nur wer sich alles zur Freude gestalten kann –: der herrscht.«

Dieselbe, in einem nietzscheanischen Bekenntnis zu Fatalismus und Vitalismus mündende Problemwelt durchgeistigt auch das expressionistische Stationendrama *Peregrinus* um Aufstieg und Fall eines modernen Indifferen-

ten, während in der im Theatermilieu spielenden *Komödie der Lüge* die moderne Sinn- und Erkenntniskrise in einem amüsanten Verwechselfpiel von »Lüge« und »Wahrheit«, »Literatur« und »Leben« gespiegelt wird, das noch den Zuschauer in die allgemeine Irreführung einbezieht. Beide Stücke kamen im Sommer 1919 im Kurt Wolff Verlag heraus und schienen für kurze Zeit einen neuen Dramatiker zu etablieren: *Peregrinus* erlebte die Bühnenpremiere am 1. Februar 1919 unter der Regie von Hans Demetz an den Prager Kammerspielen, die *Komödie der Lüge* wurde am 12. Dezember 1919 am Stadttheater in Nürnberg uraufgeführt. Dass sich trotz guter Kritiken der erwartete Theatererfolg nicht einstellte und auch der im selben Jahr erschienene Roman *Der Gang des Gottlosen* nur wenig Beachtung fand, dürfte wesentlich dazu beigetragen haben, dass Koester sich fortan der Tagesschriftstellerei zuwandte und sich an den Mechanismen des literarischen Marktes orientierte. Der Ehrgeiz, mit dem er sich in den ersten Jahren auf allen literarischen Gebieten, in Lyrik, Prosa und Dramatik, gegenüber den Exponenten der Moderne durchzusetzen versucht hatte, blieb dabei auf der Strecke.

1920 zog Koester mit seiner Frau nach Mürnsee bei Bad Heilbrunn. Er bewohnte ein »Haus am Hang« und begann eine Kaninchenzucht. Eine Zeitlang scheint er mit seinem ländlichen »Kleintierhof« recht erfolgreich gewesen zu sein. Mitte der 20er Jahre, nach dem Scheitern der Ehe, nennen die Münchener Adressbücher und *Kürschmers Literatur-Kalender* aber wieder die Wohnung in der Wiltrudenstraße als Koesters Adresse.

Bis 1926 blieb der Westfale Koester in Bayern, das man so mit Fug und Recht als seine erste Wahlheimat bezeichnen darf. Er schrieb weiterhin für verschiedene Blätter; die meisten Leser erreichte er jedoch als ständiger Mitarbeiter des *Simplicissimus*, für den er seit 1924, als Hermann Sinsheimer die Chefredaktion übernahm (und

dem zuletzt alldeutschen Blatt wieder demokratischen Geist einflößte), unter dem Pseudonym »Karl Kinndt« (oder abgekürzt »Kaki«), gelegentlich auch als »Benedikt«, neben tagesaktuellen und zeitkritischen Gedichten und Plaudereien vor allem zahlreiche »kuriose Geschichten« verfasste. Einige davon erschienen später in den Sammelbänden *Benedikt macht nicht mehr mit* (1930) und *Antimelancholin* (1948). Beinahe zwei Jahrzehnte lang sollte Koester zu den eifrigsten Autoren der politisch-satirischen Wochenschrift zählen, und so stößt man heute denn auch noch am ehesten in Studien zum *Simpl* und in Erinnerungen an dessen berühmtere Mitarbeiter (Th. Th. Heine, Karl Arnold oder Olaf Gulbransson) auf seinen Namen. Dass er dennoch auch hier nur eine Randfigur abgibt, ist dadurch zu erklären, dass er als Autor »Kinndt« nicht recht greifbar war und durch seine Treue über das Jahr 1933 hinaus in dem falschen Verdacht stand, sich korrumpiert zu haben. Verdient ist diese Ignoranz nicht, denn wenngleich die meisten politischen Gedichte mit ihrem Gegenstand veraltet sind und manche Prosastücke nur heiter-belanglos wirken, finden sich doch weit mehr Texte, die in ihrer grotesken Zuspitzung von Alltagssituationen, der satirischen Entlarvung menschlicher Schwächen oder auch nur in ihrer burlesken Phantastik noch immer beeindrucken und einem Vergleich mit Ringelnatz oder Tucholsky durchaus Stand halten würden. Von der Nähe zu Erich Kästner mag zeugen, dass dieser 1934 den Titel seines Unterhaltungsromans *Drei Männer im Schnee* von einer skurrilen *Simpl*-Geschichte Koesters entlehnte.

Ob es tatsächlich ein »Erweckungserlebnis« war, das Koester zu »Karl Kinndt« werden ließ, wie es die Geschichte *Dr. Zirbel erwacht* nahe legt, sei dahingestellt:

Als Dr. Zirbel sein letztes Geld vertan hatte, kam er auf den Gedanken, kleine humoristische Geschichten für Witzblätter zu schreiben. Er fühlte sich – dem Grabe entronnen und

eine neue Existenz beginnend – wieder als Kind. Und so nannte er sich: Karl Kinndt – in spielerischer Betonung den Namen mit zwei n und dt schreibend.

Fest steht, dass die 20er Jahre für Koester, der sich als »ernsthafte« Dichter gescheitert sah, zunächst eine Zeit der Orientierungslosigkeit und Neuorientierung waren. Private Gründe dürften dabei eine zusätzliche Rolle gespielt haben: Die Ehe mit Mechtildis Castenholz war wenig glücklich und wurde im Februar 1924 geschieden. Bereits im August heiratete er in München die wesentlich jüngere Erika Sander aus Baden. Ein Jahr nach der Eheschließung wurde auch diese zweite Ehe getrennt.

Mit solchen privaten Verwicklungen mag es zusammenhängen, dass Koester nach 1919 nicht nur seine literarische Richtung verlor, sondern über ein Jahrzehnt lang überhaupt kein Buch mehr veröffentlichte. Hinzu kam anfangs seine zeitraubende Tätigkeit als »Kleintierfarmer«, seit Mitte 1925 eine Beschäftigung als Dramaturg bei den Münchner Kammerspielen und nicht zuletzt die Arbeit für Satireblätter, die eine ständige Nachfrage nach möglichst aktuellen Gedichten und Grottesken hatten. Vor allem für den *Simpl* war Koester zu einem regelrechten »Hausautor« geworden, der unter seinen Pseudonymen mitunter gleich mehrfach in einer Nummer vertreten war. Der Chefredakteur Hermann Sinsheimer (1929 abgelöst von Franz Schoenberner) nennt ihn in seinen Erinnerungen *Gelebt im Paradies* (1953) einen »für das aktuelle satirische Gedicht hervorragend begabten Menschen nicht bloß gemachter, sondern gelebter Opposition«.

Bald nach dem Scheitern seiner zweiten Ehe entschloss Koester sich zu einem Neuanfang. Im Juli 1926 zog er nach Berlin, das für den Westfalen nun zu seiner zweiten Wahlheimat wurde. Dem *Simplicissimus* blieb er nicht nur weiterhin treu, die Redaktion freute sich vielmehr, nun einen weiteren Mitarbeiter in der Reichshauptstadt

zu haben und empfahl ihm nachdrücklich, sich eine »Berliner Schnauze« anzueignen. Dass ihm dies nicht allzu schwer fiel, mag die erste Strophe seines *Klagelieds einer wahrhaft mondänen Frau* (21. Februar 1927) zeigen:

Im Jahre zwoundfünfzich Wochen
mongdähn zu sein bis uff de Knochen
det is – janz unta uns jesprochen –
det is een scheußlicha Beruf!
Det Ondul-, Manik-, Pediküren –
Popo unn Busen Wechmassieren –
det Pudern, Schminken, Lippenschmieren –
det reibt dir uff!
det reibt dir uff!

Mit derartigen »Chansons«, die dem Volk »aufs Maul schauen«, konnte Koester auch in der Berliner Kabarett-szene manchen Applaus verbuchen. Für Sinsheimer wurde er geradezu »ein souveräner Beherrscher des Berliner Tons in der deutschen Satire«. Dies gilt auch für seine Geschichten, in denen bald jede bajuwarische Gemütlichkeit wich, um den Kapriolen einer verrückten, »amerikanisierten« Großstadtwelt Platz zu machen.

Nachdem Koester 1930 dreißig seiner mitunter recht widerborstigen Grotesken in dem Band *Benedikt macht nicht mehr mit* veröffentlicht hatte, verlegte er sich als Buchautor ganz auf die gehobene Unterhaltungsliteratur, für die inzwischen gerade in Berlin ein enormes Massenbedürfnis gewachsen war. Zweifellos spielten dabei ökonomische Zwänge, vor allem im Zusammenhang mit der großen Weltwirtschaftskrise, eine wichtige Rolle; literarische Skrupel dürften ihm aber auch sonst fremd gewesen sein, zumal sich die Grenze zwischen ambitionierter und unterhaltender Literatur inzwischen immer mehr verwischt hatte. Als »zeitgemäß« galten Schriftsteller nicht mehr, wenn sie sich um experimentelle

Schreibformen bemühten, für die es nach dem Ende des Expressionismus und der meisten Avantgardezeitschriften ohnehin kaum noch ein Forum gab, sondern wenn sie sich weltläufig gaben, einen mitunter schnoddrigen Alltagsjargon einschlugen, Modethemen aus der Glitzerwelt der Großstädte behandelten und diese in eine möglichst bunte, plakative Handlung voller spannender oder erheiternder Elemente packten. Solchen Anforderungen konnte Koester offenbar leicht gerecht werden. In rascher Folge warf er neusachliche Unterhaltungsromane auf den hungrigen Markt, zunächst noch unter seinem Pseudonym, ab 1935 dann unter seinem wirklichen Namen. Bereits der erste Roman dieser Art, die kolportagehafte Liebesgeschichte *Es stimmt was nicht...* (1931), kam beim Publikum gut an und konnte 1935 noch einmal in einer Neuausgabe des Schützen-Verlags erscheinen. Der zweite Roman, *Gesetz des Zufalls*, der die (bayerische) Provinz mit der Welt der Großstadt (Berlin) konfrontiert und dabei autobiographische Milieuerfahrungen verarbeitet, folgte 1933 im Berliner Wegweiser-Verlag. Den heraufziehenden Nationalsozialismus unterschätzte Koester wie so viele liberale Schriftsteller. Noch in einem »Neujahrsgruß«, der am 8. Januar 1933, drei Wochen vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, im *Simplicissimus* erschien, schrieb er:

Eins nur läßt sich sicher sagen,
– und das freut uns ringsherum:
Hitlern geht es an den Kragen,
dieses »Führers« Zeit ist um!

Ein fataler Irrtum, wie sich nur zu bald herausstellen sollte. Th. Th. Heine musste ebenso wie sein Chefredakteur Schoenberner emigrieren; Koester, weniger exponiert und gefährdet, konnte sich trotz seiner Antipathie gegen die »braunen Horden« nicht zu diesem Schritt entschließen. Welch tiefen Einschnitt aber auch für ihn die

Machtergreifung bedeutete, zeigt sich daran, dass er fortan bis zum Untergang der Nazidiktatur seine Pseudonyme und damit einen Teil seiner bisherigen Identität aufgab. Auch im *Simplicissimus* veröffentlichte er in diesen Jahren nur noch unter seinem eigentlichen Namen. Den Texten ist anzumerken, dass ihr Autor sich unter dem Zwang der Verhältnisse in eine private Existenz zurückgezogen hatte. Zwar konnte auch die verhasste Zeit ihm nicht den letzten Rest Humor austreiben, aber der burleske Witz, der in Kinndt-Geschichten wie *Man spaßt nicht mit John Washington Layman* oder *Abenteuer mit einer Farmerstochter* die tollsten Kapriolen geschlagen hatte, wurde nun seltener; stattdessen wandte Koester sich liebevoll-ironisch menschlichen Außenseiterexistenzen wie *Robinson* oder der »Alligator« zu, schilderte tragikomische Alltagsepisoden um Hunde, Katzen oder Wellensittiche und flüchtete mit Geschichten wie *Der rettende Ruwerwein* oder »Auch Einer« ist schuld zunehmend in gegenwartsferne Erinnerungen an die glücklichen Jahre in der Schwabinger Boheme.

Ab 1935 veröffentlichte Koester seine Romane in der BVZ-Bücherei des Berliner Schützen-Verlags. Nach der Neuausgabe von *Es stimmt was nicht* erschienen hier der »Berliner Film-Roman« *Lampen an – Lampen aus!* (1935), das »Tierbuch« *Und alles um einen Hund –!* (1935) und schließlich der »Entwicklungsroman« *Jeder geht seinen Weg* (1937), allesamt eher politisch indifferent und konzentriert auf private Schicksale.

Der interessanteste dieser Unterhaltungsromane ist *Lampen an – Lampen aus!*, in dem ein bemerkenswert sachkundiger Blick hinter die Kulissen der Filmproduktion im »Dritten Reich« geboten wird, verpackt in einer spannenden Handlung voller Leidenschaft, Eifersucht und Intrigen. Im Filmmilieu kannte Koester sich gut aus, und mit einigen der Berliner Stars und Sternchen war er befreundet, seit er Anfang der 30er Jahre begonnen hat-

te, Drehbücher für die Ufa und andere Firmen zu schreiben. Ein erster größerer Erfolg wurde der Film *Lachende Erben* (1932), für den er das Skript zusammen mit dem Regisseur Philipp Lothar Mayring verfasst hatte; es folgten u. a. *Der Stammbaum des Dr. Pistorius* (1939) und das zusammen mit Otto Ernst Hesse geschriebene Liebes- und Gesellschaftsmelodram *Leidenschaft* (1940). Schon die genannten Filme, die keinerlei künstlerischen Anspruch stellen, aber das Unterhaltungsbedürfnis eines breiten Publikums befriedigten, machen deutlich, wie weit Koester sich inzwischen von seinen literarischen Anfängen entfernt hatte.

Mit der »Moderne« haben weder Koesters Unterhaltungsromane noch seine Arbeiten für Film und Rundfunk etwas zu tun. Als »moderner« Autor erwies er sich jedoch dadurch, dass er den »Elfenbeinturm« verließ und gezielt für die neuen Massenmedien schrieb. Aus dem »Dichter«, der einst die »Lieder des Einsamen« angestimmt und den »Gang des Gottlosen« verfolgt hatte, war ein »Literaturproduzent« geworden, der anonym oder pseudonym auch Auftragsarbeiten gegen entsprechendes Honorar erledigte. Seinen allergrößten Erfolg erreichte Koester denn auch nicht mit seinen Romanen, sondern mit seiner *Weinfibel*, einem »kleinen Wegweiser für Weintrinker, Weinwirte und alle, die den deutschen Wein lieben«, der erstmals 1938 im Berliner Verlag von Woldemar Klein erschien und noch bis 1962 mehrere Auflagen erfuhr. Anonym erschienen, konnte das hübsch illustrierte Büchlein den Namen Koesters ebenso wenig wach halten wie die Sammlung der *Molière-Komödien* (1947) oder die »Acht kuriosen Geschichten« des wieder unter dem Pseudonym »Karl Kinndt« erschienenen Bändchens *Antimelancholin* (1948). Wenn man so will, überlebte »Kinndt«, der für die andere, »kindliche« Seite des Autors steht, den »Dichter« Koester, der eigentlich schon 1919 an sein Ende gekommen war.

In den 1930er Jahren ging Koester eine dritte Ehe ein und heiratete Elli Hambach; am 30. Mai 1938 wurde in Berlin die gemeinsame Tochter Katharina Sibylle Koester geboren.

Während des II. Weltkriegs schrieb Koester nur noch in den ersten Jahren gelegentlich für den *Simplicissimus*, der 1944 »aus Papiermangel« eingestellt wurde. Über seine Lebensumstände in dieser Zeit und nach 1945 ist nur wenig bekannt. Ab 1946 arbeitete er als Redakteur und »Hausdichter« für den *Puck*, die »satirische Wochenbeilage« des Berliner *Telegraf*; seine dort wieder unter den Pseudonymen »Karl Kinndt« und »Benedikt« veröffentlichten politisch-satirischen Glossen und Gedichte erweisen ihn als zornigen Antifaschisten und engagierten Demokraten, sind literarisch aber ohne Belang. Koesters Plan, nach *Antimelancholin* noch einen weiteren Band mit Grotesken zu veröffentlichen, zerschlug sich 1948 an der mangelnden Papierzuteilung; im selben Jahr legte er auch die Redaktion des *Puck* nieder. Er starb am 6. Juni 1956 in Berlin.

Das vorliegende Lesebuch mit Grotesken, Humoresken und Feuilletons aus einem Vierteljahrhundert, von denen die meisten zuerst im *Simplicissimus* erschienen, realisiert Koesters späte Absicht einer dritten Geschichtensammlung. Sie will an einen Schriftsteller erinnern, der zwar nicht zu den lautesten und reinsten, aber doch zu den eigenwilligsten Stimmen aus Westfalen gehörte, und der auch deshalb wieder gehört werden sollte, weil seine kuriosen und querdenkerischen Einfälle noch immer erfreuen können.

Dieter Sudhoff

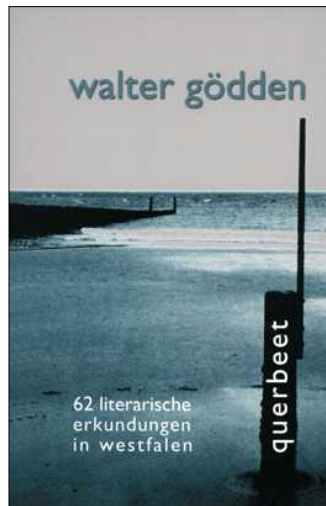
Textnachweise

[Karl Kinndt] Antimelancholin. Ein neues Heilverfahren (*Simplicissimus*, München, 14. Juli 1924) – [Karl Kinndt] Benedikt mag nicht mehr – – (*Simplicissimus*, 15. Juni 1925) – [Karl Kinndt] Das Gelübde (*Simplicissimus*, 20. Juli 1925) – [Karl Kinndt] Man spaßt nicht mit John Washington Layman – –. Eine amerikanische Geschichte (*Simplicissimus*, 16. November 1925) – [Karl Kinndt] Dr. Zirbel erwacht (*Simplicissimus*, 8. Februar 1926) – [Karl Kinndt] Ein Leben für die Reklame (*Simplicissimus*, 31. Mai 1926) – [Kaki] Drei Männer im Schnee (*Simplicissimus*, 6. Dezember 1926) – [Karl Kinndt] Jakob tut, was man ihm sagt – – – (*Simplicissimus*, 21. März 1927) – [Kaki] Rat für die Reise (*Simplicissimus*, 29. August 1927) – [Karl Kinndt] Das sterbende Seebad (*Berliner Tageblatt*, 15. September 1928) – [Karl Kinndt] Abenteuer mit einer Farmerstochter. Eine kaum glaubliche Geschichte (*Simplicissimus*, 3. Juni 1929) – [Karl Kinndt] Die »Erfreuliche Zeitung«. Eine notwendige Neuschöpfung (*Simplicissimus*, 1. Juli 1929) – [Karl Kinndt] Konversation »von der Stange«. Ein bitteres Erlebnis (*Simplicissimus*, 26. August 1929) – Robinson (*Simplicissimus*, 24. September 1933) – Die »Alligator« (*Simplicissimus*, 19. November 1933) – Jagd auf ein vergriffenes Buch (*Simplicissimus*, 25. März 1934) – Der Wein-Roman (*Berliner Tageblatt*, 24. Mai 1935) – Wer kann besser zanken? Bruchstücke aus einem Ratgeber für Liebende und Eheleute (*Deutsche Zeitung Bohemia*, Prag, 17. Juli 1937) – Jockel (*Simplicissimus*, 24. Juli 1938) – Anruf in der Silvesternacht (*Simplicissimus*, 31. Dezember 1938) – Der rettende Ruwerwein (*Simplicissimus*, 26. März 1939) – Der tote Kater (*Simplicissimus*, 1. September 1940) – Florian und Flora (*Simplicissimus*, 26. Februar 1941) – »Auch Einer« ist schuld (*Simplicissimus*, 16. Juli 1941) – Die Hermetische Gesellschaft (*Berliner Hefte für geistiges Leben*, Jg. 4, 1949, Nr. 5, S. 441-450).

Das Gedicht auf dem Buchrücken schrieb Joachim Ringelnatz als *Geleit!* für den Band *Benedikt macht nicht mehr mit*.

Bibliographie

Die Lieder des Einsamen. Ein Gedichtbuch. München, Leipzig: Georg Müller 1910 – [Anon., zus. m. Carl Georg von Maassen und Rolf von Hoerschelmann] *Irma. Ein Fragment. München, am Tage Longini.* München: Gesellschaft der Münchner Bibliophilen 1913 – [Anon., zus. m. Carl Georg von Maassen und Erich Mühsam] *Im Nachthemd durchs Leben. Ein süddeutsches Weibebühnen-Festspiel in 7 Bildern nebst Prolog und Epilog sowie Gesang und bengalischer Beleuchtung. Für die Holzbühne erdichtet und erdacht und an das Licht gebracht von drei Mitgliedern des Vereins süddeutscher Bühnenkünstler.* München: Verlag des Vereins süddeutscher Bühnenkünstler 1914 – *Der Gang des Gottlosen. Roman.* München: Delphin-Verlag 1919 – *Peregrinus. Drama in neun Bildern.* Leipzig: Kurt Wolff 1919 – *Komödie der Lüge. Ein Spiel in vier Aufzügen.* Leipzig: Kurt Wolff [1919] – [Karl Kinndt] *Benedikt macht nicht mehr mit. Dreißig grotesk-lächerliche Geschichten.* Berlin: Man 1930 – [Karl Kinndt] *Es stimmt was nicht... Roman.* Berlin: Hermann Reckendorf 1931 – [Karl Kinndt] *Gesetz des Zufalls. Roman.* Berlin: Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag 1933 – *Lampen an – Lampen aus! Ein Berliner Film-Roman.* Berlin: Schützen-Verlag 1935 – *Und alles um einen Hund –! Roman.* Berlin: Schützen-Verlag 1935 – *Es stimmt was nicht. Roman.* Berlin: Schützen-Verlag 1935 – *Jeder geht seinen Weg. Roman.* Berlin: Schützen-Verlag 1937 – [Anon.] *Die Weinfibel. Ein kleiner Wegweiser für Weintrinker, Weinwirte und alle, die den deutschen Wein lieben.* Berlin: Woldemar Klein [1938] – [Übs.] J. B. P. Molière: *Komödien.* Wien: Ullstein 1947 – [Karl Kinndt] *Antimelancholin. Acht kuriose Geschichten.* Berlin: Der Neue Geist 1948 – *Reinhard Koester Lesebuch.* Zusammengest. u. m. e. Nachwort vers. v. Dieter Sudhoff. Köln: Nyland-Stiftung 2004.



Walter Gödden

querbeet

62 literarische
Erkundungen
in westfalen

328 Seiten – 13,50 Eur
ISBN 3-87023-307-9

Wie sehen heutige Autoren ihr Westfalen?

Als Hemmschuh für literarisches Wahrgenommenwerden oder als wohlbehütetes Eiland, das die Produktivität anspornt? Wohl alle Autoren bekennen sich – unabhängig von ihrer Herkunft und möglicherweise prägenden regionalen Wurzeln - zu einem modernen Kosmopolitismus. Der Pluralismus hat gesiegt und das ist gut so: Jedem das seine, möchte man sagen, und für das Lesepublikum: Das Angebot ist groß, möge sich jeder das herausuchen, was ihm beliebt.